

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Jeroen Benders, Karsten Brüggemann, Volker Henn, Rudolf Holbach, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Der Konsens. Europas Kultur der politischen Entscheidung, hg. von Felicia Sternfeld (Lübeck 2018, deutsch und engl., 2 x 77 S., zahlr. s/w-Abb.). – Die Hanse und die Europäische Union sind oft miteinander verglichen worden, immer wieder wurde die Hanse der EU als Vorbild empfohlen. Der Begleitband zur vorliegenden Ausstellung bringt eine entscheidende Gemeinsamkeit zur Sprache, die beiden Bündnen innewohnt, der Zwang zum Konsens. Wenn sich die europäischen Partner nicht gleichberechtigt einigen, sind sie nicht handlungsfähig, wenn die Hanse nicht in der Lage war, einen gemeinsamen Nenner zu finden, galt das für sie ebenso. Beide Bündnisse schafften oder schafften immer dann etwas, wenn sie einen Konsens erzielen können, sie sind handlungsunfähig, wenn sich einzelne Mitglieder gegen die Mehrheitsmeinung sperren und deren Durchsetzung verhindern. Wenn bei der Hanse galt, dass diejenigen die Beschlüsse umsetzten, die ihnen zugestimmt hatten und dann darauf hofften, die Unwilligen überzeugen zu können, so wird das bei der EU in zahlreichen Fragen sehr viel komplizierter, wie wir bei aktuellen Problemen sehen, die die Gemeinschaft lähmen. Das „Europa der zwei Geschwindigkeiten“ ist in vielen Fragen nicht zufriedenstellend diskutiert worden.

Die Hamburger Béatrice Busjan und Tillmann Bendikowski haben die Ausstellung konzipiert und die Texte für diesen Begleitband geschrieben, in dem viele bekannte Gesichter aus der aktuellen Politik versammelt sind – man merkt das Anliegen der politischen Bildung, das vorrangig verfolgt und vorwiegend über große Bilder mit möglichst wenig Text transportiert werden soll.

Die uns interessierende Konsensfindung in der Hanse wird am Hansetag von 1518 exemplifiziert, Béatrice Busjan benennt 12 Fakten zu Hansetagen allgemein, die sie dann zumeist auf den Spezialfall anwendet. Dieses Material lässt sich für Seminare verwenden, auch wenn einige Aussagen kritisch zu hinterfragen sind, z. B. die Anwesenheitspflicht auf Hansetagen oder der Besitz eigener Häuser benachbarter Städte in Lübeck. Angesichts des Reformationsjubiläums wäre es interessant gewesen zu erklären, was nach der Reformation aus dem einleitenden gemeinsamen Besuch der Gottesdienste geworden ist, aber diese inhaltliche Einleitung sollte verständlicherweise nicht überfrachtet werden. Anhand des Rezesses seziert B. B. dann die Verhandlungsführung des Lübecker Rates, geht auf das bewusste Zuspätkommen einiger Delegationen ein, die Verhandlungen um den Hering als Handelsgut, den Leuchtturmbau auf der Zufahrt nach Riga, das diskutierte, aber im Recess nur sehr knapp dokumentierte Verteidigungsbündnis. Den Hanse-Teil des Bandes beschließt ein Gespräch zwischen T. Bendikowski und Angela Huang über den Nutzen der Eintracht und die Forschungen zu den Hansetagen. Auch wenn der Hanse-Teil deutlich besser gelungen ist als die EU-Werbung, scheint vieles von den

angesprochenen Themen als verpasste Chance. So bedenkenswert vieles von dem ist, was in dem Begleitband dargestellt wird, so hätte man sich doch gewünscht, dass die Unterschiede zwischen Hanse und EU sehr viel deutlicher herausgestellt werden. Reinhard Paulsen hat das in seiner Dissertation zuletzt sehr eindrucksvoll getan und daran erinnert, dass hansischer Handel immer privilegierter Handel war, die Hansen den Einheimischen also immer einen Schritt voraus waren in ihren Rechten, weshalb es immer wieder zu Konflikten in den Gastländern kam. Das sollte zumindest in der EU nicht so sein, zwischen den Partnern sollte Gleichberechtigung herrschen. Das hätte bei aller Freude am Konsens und über die Gemeinsamkeiten zwischen beiden Bündnen deutlich gesagt werden müssen. N. J.

Heiner Lück, *Der Sachsenspiegel. Das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters* (Darmstadt 2017, Lambert Schneider Verlag, 175 S., zahlr. Abb.). – Der bekannte Hallenser Ordinarius für Bürgerliches Recht und Rechtsgeschichte hat sich zum Abschied aus dem aktiven Berufsleben diesen Prachtband geschenkt. Er ist unzweifelhaft der beste Kenner des Magdeburger Rechts und hat 2019 u. a. prominent an der Ausstellung zu diesem bedeutenden Rechtskreis in Magdeburg mitgewirkt. Hier stellt er nun „das grundlegende deutsche Rechtsbuch und zugleich erste Prosawerk in deutscher Sprache vor“, das in der ersten Hälfte des 13. Jh.s im Vorland des Harzes entstand. Und er stellt dies bewusst einem breiten Publikum vor, schwelgt in den Abbildungen der einzelnen, wirklich prächtigen mittelalterlichen Handschriften, die in Dresden, Heidelberg, Oldenburg und Wolfenbüttel überliefert sind, erklärt sie sehr gut und lässt sie im besten Sinne Zeugnis ablegen für seine Erkenntnisse.

In kurzen Kapiteln stellt er diese einzigartige Quelle vor, erklärt einleitend die Bedeutung von Rechtsbüchern, für das Aufschreiben des Gewohnheitsrechts und diskutiert, wo diese Handschriften entstanden sind, auf einer Burg, wie bisher behauptet, oder in Stifts-, Dom- oder Klosterbibliotheken in den bedeutenden Bildungszentren des Mittelalters Halberstadt oder Quedlinburg. Danach wendet er sich der Textgeschichte und Überlieferung der Quelle zu, würdigt den Sachsenspiegel als Sprachdenkmal und untersucht die Herkunft des Rechts. Da Eike nur der Übersetzer ist und in seiner Einleitung auf die heute verlorene lateinische Fassung eingeht, begibt sich der Vf. auf die Spurensuche.

Die inhaltlichen Darlegungen werden immer wieder durch kurze, pointierte Porträts unterbrochen: Eike von Repgow, der Übersetzer der Handschrift ins Deutsche, „die Sachsen des Sachsenspiegels“, die Kaiser Karl der Große als „Rechtssetzer für die Sachsen“ und Friedrich II. als Verkünder des Mainzer Landfriedens, Johann von Buch, der Vogt von Tangermünde und Glossator des Sachsenspiegels sowie Christoph Zobel, der Übersetzer der Quelle ins Neuhochdeutsche. Diese Kurzporträts erfüllen ihren Sinn sehr schön: Sie

machen neugierig auf mehr und kennzeichnen den Beitrag, den die Einzelnen zur Ausformung und Verbreitung dieses Rechts geleistet haben.

Die Illustrationen sind sehr hochwertig, die gesamte Ausstattung des Bandes prächtig – der Quelle also absolut angemessen. Ziel des Bandes ist es offenbar, den Sachsenspiegel einem breiteren Publikum vorzustellen und das gelingt sehr gut – die Darstellung ist wissenschaftlich korrekt und belastbar, bleibt aber verständlich und schreckt interessierte Laien nicht durch einen unmittelbar am Text haftenden wissenschaftlichen Apparat ab, sondern lagert die Referenzen an das Ende des Bandes aus. Die Ausschnitte aus den einzelnen Handschriften vermitteln den gestalterischen Reichtum der Quelle, flankierende Abbildungen ordnen die Handschriften sehr gut ein und illustrieren die teils komplizierten Sachverhalte wie z. B. das Erbrecht bei Voll- und Halbgeschwistern. Sie illustrieren aber auch sehr schön die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Handschriften, so z. B. beim „unabsichtlichen Wegtragen persönlicher Gegenstände aus der Badestube“ (112 f.) und zeigen die Orte, an denen die Handschriften entstanden und verwendet wurden. Es macht wirklich Spaß, mit Lück die Handschriften zu entdecken und sie mit ihm zu deuten.

Wichtig sind auch die Abschnitte „Der Weg in die Moderne – die Harmonisierung mit dem gelehrten Recht“, in dem auf die Glossierung, Tradierung und Rezeption eingegangen wird und „Zwischen Elbe und Dnjepr – die Verbreitung des Sachsenspiegels“, der den beeindruckenden und lang anhaltenden Rechtstransfer nach Osten zeigt, der im Dritten Reich mit Denkmälern für Eike von Repgow, einem Institut zur Erforschung des Magdeburger Stadtrechts etc. von den Nazis instrumentalisiert wurde. Ein kurzer Forschungsüberblick beschließt den sehr schönen, empfehlenswerten Band. Dieses Buch könnte ein Mittel sein, breitere Schichten wieder an die Rechtsgeschichte heranzuführen, etwas, das angesichts der schwindenden Bedeutung des Fachs von großer Wichtigkeit und sehr wünschenswert wäre. N. J.

Der Sammelband *Vorderfflik twistringhe unde twydracht. Städtische Konflikte im späten Mittelalter*, hg. von Rudolf Holbach und David Weiss (Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft, Bd. 18, Oldenburg 2017, BIS Verlag, 242 S., 8 Farbabb.) geht zurück auf eine Tagung an der CvO Universität Oldenburg 2015 und rollt das breit gefächerte Forschungsfeld innerstädtischer und stadtübergreifender Auseinandersetzungen des Spätmittelalters anhand von fünf thematischen Komplexen auf. Den Anfang machen drei Beiträge zu den rechtlichen und verfassungsmäßigen Rahmenbedingungen solcher Konflikte: Eberhard Isenmann untersucht *Das normative Gefüge spätmittelalterlicher deutscher Städte* unter besonderer Berücksichtigung der Frage nach dem Verhältnis von Normsetzung und ihrer Anwendung (17–49). Bernd Kannowski geht anhand zweier Fallstudien zur Beilegung von

städtischen Verfassungskonflikten in München und Ulm der Frage nach, inwiefern rechtliche Strukturen der mittelalterlichen Stadt grundlegend für den frühneuzeitlichen Staat waren (*Die mittelalterliche Stadt als „Treibhaus des modernen Verwaltungsstaates“? Kommunikation und Verrechtlichung in Frieden und Unruhe anhand der Fallstudien München 1377 und Ulm 1396*, 51–68). Claudia Garnier betrachtet *Städtische Konflikte und Achtverfahren im ausgehenden Mittelalter* (69–82) und zeigt, dass Acht und Stadtverweis als mögliche städtische Ausschlussformen im Kern als ‚Druckmittel‘ die Lösung des Konflikts und die Wiederaufnahme in den Bund vorantreiben sollten. Der zweite Themenkomplex widmet sich Verlaufsformen und Konsequenzen von Konflikten: Florian Dirks untersucht mit den städtischen Schützen und den sog. Reitenden Dienern *Aspekte und Akteure städtischer Sicherheit im Spätmittelalter am Beispiel Bremens, Braunschweigs und Lüneburgs* (85–96). Franz Irsigler zeichnet in *Der blutige Weg zum Transfixbrief vom 15. Dezember 1513* (97–110) Hintergründe und Verlauf des Kölner Aufstands 1512/13 nach, während Stephan Selzer das Augenmerk auf die von Protestführern zur Stadtpolitikern aufgestiegenen Oppositionellen in ausgewählten Hansestädten richtet und prüft, inwiefern sie ihre neue Rolle ausfüllen konnten (*Nach dem Sturm: Protestführer, Charisma und Regierungsalltag. Skizzen aus spätmittelalterlichen Hansestädten*, 111–128). Im Mittelpunkt des Beitrags von Knut Schulz steht *Der Berliner Unwille (1442–48/51)* (129–146), dessen Scheitern auch den Auftakt zur Entwicklung von der Bürger- zur Residenzstadt markiert. Der dritte thematische Block kreist um die Frage, welche Strategien zur eigenen Legitimation und Delegitimierung anderer in städtischen Konflikten zu beobachten sind: Julia Jäschke betrachtet die Lübecker Ratswahlordnung aus dem 13. Jh., deren Entstehung zwar nicht sicher auf städtische Konflikte zurückgeführt werden kann, die aber in jedem Fall dazu diente, die aktuelle Ratszusammensetzung zu legitimieren (*Wechsel in der Führungsgruppe? Der Lübecker Rat und die gefälschte Ratswahlordnung Heinrichs des Löwen am Ende des 13. Jahrhunderts*, 149–161). David Weiss konzentriert sich auf die legitimatorische Funktion der Stadtchronistik und untersucht anhand der Schilderungen der sog. Rufus-Chronik zu den Lübecker Unruhen von 1408–1416 die Anwendbarkeit des Propaganda-Begriffs für das Spätmittelalter (*Städtische Chroniken als Propagandawerkzeuge. Das Beispiel der sogenannten Rufus-Chronik*, 163–179). Im vierten Themenkomplex gehen zwei Beiträge der Frage nach, in welchem Maße sich weltliche Herrschaftsträger in städtische Konflikte einschalteten: Killian Baur analysiert die Hintergründe für das Eingreifen des dänischen Königs Erich von Pommern in die innerstädtischen Auseinandersetzungen in Lübeck 1415 und zeigt, dass Vorstellungen von verletzter und wiederherzustellender Ehre einen fehderechtlichen Verlauf des Konflikts zwischen König und Stadt

förderten („*jeghen eere unde recht?*“ *Erich von Pommern und Lübeck 1415/16*, 183–196). Welche Möglichkeiten und Grenzen das personelle Netzwerk der Hanse in städtischen Unruhen bot, zeigt Matthias Puhle am Beispiel der Großen Schicht in Braunschweig, in deren Folge die vom neuen Rat regierte Stadt zwar durch Einflussnahme alter Eliten von der Hanse ausgeschlossen, die alte Ratsordnung aber nicht wiederhergestellt werden konnte („*Hüter der alten Ordnung?*“ *Die Hanse und die Große Schicht von Braunschweig 1374–1380*, 197–205). Die beiden abschließenden Beiträge fokussieren die Rolle geistlicher Herrschafts- und Amtsträger in städtischen Konflikten: Zunächst analysiert Ulrich Weidinger die vom geistlichen Stadtherrn, Ebf. Gerhard II. von Bremen, mit „taktischer Raffinesse“ (221) und zumindest mittelbarem Erfolg geführten Auseinandersetzungen mit Rat und Bürgerschaft der Stadt Bremen (*Vom taktisch motivierten Zweckbündnis zur erbitterten Feindschaft. Erzbischof Gerhard II. und das städtische Bürgertum Bremens*, 209–222); zum Abschluss widmet sich Rudolf Holbach den Klerikerunionen, die nicht nur, aber auch in städtischen Konkurrenz- und Konfliktsituationen die Position der Geistlichkeit stärkten oder auch die Eskalation von Konflikten vermeiden konnten (*Uniones cleri. Konflikte, Konfliktvorbeugung und Konfliktaustragung städtischer Geistlichkeit*, 223–239). – Insgesamt bieten die dreizehn Beiträge des Bandes wichtige Erkenntnisse zu Hintergründen, Verlaufsformen und Akteuren in städtischen Konflikten, v. a. auch im Bereich der Hanse. S. N.

Ad laudem et gloriam. Festschrift für Rudolf Holbach, hg. von Sarah Neumann, Ines Weber und David Weiss (Trier 2016, Verlag für Geschichte und Kultur, 376 S., zahlr. Abb.). – Dem verdienten Hanseforscher, Professor an der Universität Oldenburg und langjährigen Vorstandsmitglied des Hansischen Geschichtsvereins Rudolf Holbach ist diese inhaltsschwere Festschrift zum 65. Geburtstag gewidmet. Die Aufsätze der 19 Beiträger sind in drei großen Gruppen erfasst: Stadt, Hanse und Kultur und spiegeln damit einen Teil des breiten Forschungsinteresses des Jubilars wider. So berichtet Rolf Hammel-Kiesow über eine *Gescheiterte Schuldeintreibung. Der Fälscherprozess gegen den Lübecker Domherrn Arnold Pape im Jahr 1368* (33–49) und stellt einen nicht besonders gut belegten Schuldenprozess vor dem Lübecker Rat in schwerer Zeit (Pest, Krieg gegen Dänemark, Probleme im Rat) dar, der abseits vom konkreten Einzelfall willkommene Einblicke in die Wechselpraxis und die Durchsetzung oder Nichtdurchsetzung von Recht bietet. Knut Schulz reflektiert über *Stadtgründungen und Bürgerstatus im 12./13. Jahrhundert. Konkurrierende Konzepte* (97–114), wobei er die wichtigsten Thesen der Arbeit von Stefan Esders „Die Formierung der Zensualität. Zur kirchlichen Transformation des spätrömischen Patronatswesens im früheren Mittelalter“ vorstellt und die Unterschiede zwischen den älteren und neueren Stadtgrün-

dungen diskutiert. David Weiss berichtet sehr eindrücklich *Über die Vertreibung der Bremer Geschlechter 1304–1308* (131–147), benennt Ursachen des Aufruhrs und schildert dessen Verlauf, ordnet die Vertreibung aber auch in größere Zusammenhänge wie die Ausarbeitung des Bremer Stadtrechts und die Herrschaft Erzbischof Giselberts ein. Dabei überprüft er die Erzählung der Chroniken, untersucht die Rolle Giselberts bei der Vertreibung und prüft, wie sich diese im Stadtrecht manifestiert.

Volker Henn eröffnet den „Hanse“-Teil mit einer grundlegenden Bestandsaufnahme *Zur „Wieder“-Aufnahme ostniederländischer Städte in die Hanse in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (151–172). Ihn interessiert die „fast ausschließlich im hansischen Westen, am Niederrhein und in den östlichen Niederlanden zu beobachtende Aufnahme von Städten in die Hanse in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“. Diese Aufnahme von Arnheim, Nimwegen und Roermond, Kampen und Zwolle wird üblicherweise als Wiederaufnahme dargestellt. Henn untersucht sie hinsichtlich des Verfahrens, der Beziehungen der fraglichen Städte zur Hanse bis zum Beginn des 15. Jh.s und der Motive für ihr Aufnahmegesuch, kann aber trotz einer quellengesättigten Analyse zumeist nur offenbleibende Wünsche konstatieren und mit einigen alten Mythen aufräumen, u. a. mit denen, dass Arnheim und Roermond bis zu ihrer Aufnahme 1441 Hansestädte waren. Matthias Puhle untersucht *Die Hansestadt Stendal und das Magdeburger Recht* (173–181) und verfolgt einleitend die nur ungenügend dokumentierte Entwicklung Magdeburgs und des nach ihm benannten Rechts, das sich vor allem im slawischen Osten im 13.–16. Jh. rasch ausbreitete. Die Gründe für den Erfolg des Magdeburger Rechts und des Schöppenstuhls sieht Vf. in der Rolle Magdeburgs als erzbischöflicher Metropole und den regen Osthandel der Magdeburger Kaufleute. Obwohl der Schöppenstuhl 1631 mit dem Brand des Hauses und seines Archivs unterging, bestand das Bewusstsein zum Magdeburger Rechtskreis zu gehören bis ins 19. Jh. fort. Dass es auch in Stendal bis zum Ende seiner Stadtfreiheit im Jahre 1478 lebendig war, zeigt Vf. im zweiten Teil seines Aufsatzes. Stephan Selzer fragt *Was zeigen eigentlich Hansekarten? Zur Wechselwirkung von Deutung und Kartierung der Hanse* (183–206) und macht auf das Problem aufmerksam, dass man sich in Karten nicht um ebenso zentrale wie ungelöste Fragen der Hanseforschung herumschummeln kann: „Wer gehörte zur Hanse? Wie weit reichte sie? Und was machte diese Organisation aus?“ Vf. stellt im Folgenden mehrere gelungene und misslungene Beispiele für „Hansekarten“ vor, diskutiert diese sehr pointiert und kommt, wenn es z. B. um die Karte „Norddeutschland und die Hanse“, die vom NDR in Auftrag gegeben wurde, zu desaströsen Ergebnissen hinsichtlich der historischen Darstellung. Er charakterisiert im Folgenden die Darstellung der Hanse auf Karten in Standardwerken seit Barthold 1854 und macht Vorschläge

für eine moderne kartografische Darstellung. Gerd Steinwascher stellt *Die Auseinandersetzungen zwischen Graf Anton Günther von Oldenburg und der Hanse um den Weserzoll auf dem Westfälischen Friedenskongress* vor und nähert sich damit dem Endpunkt der Hanse (207–222). Er erklärt den wichtigen Konflikt um den Weserzoll und seine Bedeutung für einige Hansestädte sowie als Einnahmequelle für die Oldenburger Grafen. Malte Thiessen nimmt sich des Themas *Hanse und Hanseatengeist als Erinnerungsort: Konjunkturen und Kontinuitäten städtischer Sinnstiftungen von den 1930er Jahren bis heute* (223–238) an, untersucht, woher das positive Image der Hanse kommt und bedauert, dass es leider zumeist nicht durch belastbares Wissen untersetzt ist. Er regt an, über den deutschen Tellerrand hinauszusehen und zu vergleichen, wie man in Polen oder im Baltikum mit dem hansischen Erbe umgeht. Zudem mahnt er an, neben dem kulturellen und kollektiven Gedächtnis auch das „kommunale Gedächtnis“ einzubeziehen, wenn es darum geht, städtischen Sinnstiftungen nachzuspüren. André R. Köller widmet sich der *Entzauberung der Raubgrafen. Landesherrn und Städte im Nordwesten des 15. Jahrhunderts* (313–341). Aufhänger ist der Ehevertrag der Grafen Johann von Hoya und Nikolaus von Tecklenburg mit dem Grafen Gerhard von Oldenburg, der Adelheid von Tecklenburg heiraten wollte. Die zu zahlende Mitgift wurde sorgfältig ausgehandelt, obwohl der Oldenburger Graf wohl wusste, dass die andere Seite sie nicht würde aufbringen können. Vf. ordnet die Heirat sehr schön in die Politik aller Beteiligten ein und prüft dann das Verdikt Wilfried Ehbrechts, dass sich hier drei Raubgrafen zu einem „unheiligen Zusammenpiel“ verbündet hatten, um auf wichtigen Verkehrswegen den hansischen Handel abzuschöpfen. Er resümiert nach gründlicher Prüfung, dass die Raubgrafenvorwürfe an die Grafen Johann und Nikolaus unhaltbar sind und diese nicht vorhatten, die Mitgift zusammenzurauben. Gerhard von Oldenburg entspräche zwar auf den ersten Blick dem Bild des räuberischen Landesherrn, lasse sich aber nicht darauf reduzieren.

Über den hansischen Zusammenhang hinaus gehen die Aufsätze von Dagmar Freist, „*The Settlement of Trade at Harburg*“. *Visionen eines Unternehmers seiner Selbst im 18. Jahrhundert*, Franz Irsigler, *Anmerkungen zur Städtepolitik Kaiser Ludwigs des Bayern in Altbayern*, Michel Pauly, *Ein Rathaus ohne Rat? Entstehung, Gestalt und Funktion des ersten Rathauses der Stadt Luxemburg*, Michael Sommer, *Jenseits der Kriegerzunft, Max Weber und die Stadt der Antike*, Gunilla Budde, *Zwischen den Zeiten – zwischen den Welten. Burchard Christoph Graf von Münnich (1683–1767): Oldenburger und Europäer*, Kirsten Darby, *Mittelalter im Museum. Inszenierungen von Kreuz und Schwert in Museen Oldenburgs*, Hans Henning Hahn, *Heilige und Helden auf der Leinwand*, Stuart Jenks, *Päpstliche Plenarablässe (1300–1517)*, Dietmar von Reeken,

Dem Volk aufs historische Maul geschaut. Ein lokaler geschichtskultureller Konflikt und sein Potenzial für die Forschung sowie Ines Weber, *Endlich machte er auch in Folge seiner Gelehrigkeit Fortschritte, sodass er vor Ende eines Jahres alle Pflichten eines Erzbischofs in allen Dingen versah. Subjektivierung und Selbst-Bildungen in der Magdeburger Bischofschronik* (361 ff.) sollen hier aber dennoch wenigstens genannt werden. Nun bleibt nur zu hoffen, dass der immer wieder geäußerte Wunsch „Ad multos annos“ wahr wird und wir vom Jubilar noch viele wichtige Arbeiten zu lesen bekommen, zahlreiche Anregungen dazu bietet diese ebenso bunte wie gelungene Festschrift. N. J.

Regesten Kaiser Friedrichs III (1440–1493). Nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Heft 31: Die Urkunden und Briefe aus den Archiven und Bibliotheken der deutschen Bundesländer Bremen, Hamburg und Schleswig-Holstein sowie der skandinavischen Länder, bearb. von Eberhard Holtz (Wien-Köln-Weimar 2017, Böhlau Verlag, 310 S.). – Einen wahren Fundus für die Hansegeschichte stellen die vorliegenden 408 Regesten zu Königs- und Kaiserurkunden Friedrichs III. dar, die der verdiente Bearbeiter Eberhard Holtz bis zu seinem viel zu frühen Tod gesammelt hat. Holtz war im Kollegenkreis durch entsprechende Regesten zur langen Regierungszeit des Kaisers aus den Archiven Thüringens, Sachsen-Anhalts, Polens und Tschechiens weithin sehr geschätzt und konnte mit diesem Band einen letzten großen Wurf vorlegen, der das bereits an anderer Stelle zusammengetragene Material rund um die Ostsee perfekt ergänzt und zusammenfasst. Bearb. leitet mit einer kundigen Übersicht über die Bestände, ihre Geschichte und Erhaltung ein. Dabei zeigt sich, dass in Hamburg, Bremen und Lübeck aufgrund der umfangreichen Kriegsverluste zahlreiche Stücke nicht mehr im Original, sondern bestenfalls als Abschrift oder nur noch als Regest vorliegen. Die gut sortierten und erschlossenen Reichsarchive in Kopenhagen und Stockholm konnten aufgrund ihrer früheren, weit über die Kernländer gefassten Verantwortung, hingegen auch Stücke aus dem Ordensgebiet und Livland beisteuern. Bearb. skizziert knapp, aber treffend die Begegnungs- und Beurkundungsmöglichkeiten zwischen dem Kaiser, den norddeutschen Reichsständen und den skandinavischen Herrschern und charakterisiert die daraus resultierenden Rechtsgeschäfte. Er schätzt ein, dass die Hansestädte alles taten, um das „Anrufen der kaiserlichen Gerichtsbarkeit möglichst zu verhindern und Konflikte selbst zu schlichten“. Nicht immer gelang das, da der Lübecker Oberhof und die Territorialgerichte nicht durchgehend in der Lage waren, Recht zu sprechen und letztlich durchzusetzen. Bei solchen Gelegenheiten musste das kaiserliche Gericht doch eingreifen. Nach Durchsicht und Würdigung der Bestände und in Kenntnis des oberdeutschen Materials, stützt Bearb. die Aussage Peter Moraws von der Königsferne des Nordens. Er konstatiert, dass „die königliche Politik

gegenüber dem Norden diskontinuierlich und zumeist reagierend erfolgte und dass das Interesse am Königtum dort am größten war, wo man am meisten auf den Herrscher angewiesen war“.

An diese Einleitung schließt sich ein knappes Verzeichnis der 408 Stücke an, das die Nummer der Urkunde, das Ausstellungsdatum und deren -ort und einen Kurzbetreff bietet, bevor die Regesten folgen, die viele Entdeckungen verheißen. Nichteingeweihte mögen zunächst staunen, dass gleich die ersten beiden Urkunden mit dem Hanseraum nichts zu tun haben, sondern einen Schiedsspruch zwischen dem Burggrafen von Nürnberg und der Stadt Nürnberg über strittige Geleitrechte (Nr. 1) sowie die Einladung Friedrichs III. an Karl VII. von Frankreich zu einem Treffen nach Mainz zur Herstellung des Kirchenfriedens (Nr. 2) beinhalten. Da sie sich als Abschriften in der SUB Hamburg bzw. in der SUB Bremen finden und von Friedrich III. ausgestellt wurden, gehören sie aber natürlich in diesen Zusammenhang.

Für hansische Interessen interessanter wird es mit den Nummern 3 und 7, in der der Raub Wismarer Bürger am Danziger Eckhard Westrans beurkundet und die kaiserliche Erlaubnis ausgesprochen wird, überall in Preußen das Hab und Gut Wismarer Bürger zu beschlagnahmen bzw. der Lübecker Bürgermeister Heinrich Rapesulver angewiesen wird, Westrans zu entschädigen. Auch etwa zur Eintreibung der Reichssteuern erhalten wir willkommene Informationen, wenn Friedrich den Lübecker Rat anweist, die „gewöhnliche Stadtsteuer“ an den Ritter Hartung von Klux oder den Ritter Leonhard Velsecker oder dessen Bevollmächtigten auszuzahlen (Nr. 6, 8, 10, 21, 26, 30–33 etc). Wir erhalten interessante Einblicke in das Funktionieren des mittelalterlichen Reiches, wenn Friedrich zum Schutz und Schirm der Bischöfe von Dorpat und der Einwohner seiner Diözese die Könige von Dänemark, Schweden und Polen, den Deutschordensmeister von Livland, den Großfürsten von Litauen, die Herzöge von Braunschweig, beider Pommern, Mecklenburg und Schleswig sowie den Lübecker Rat ernennt (Nr. 9) oder den Lübecker Rat auffordert, gegen die durch König Sigismund geächteten Bürger Rostocks vorzugehen (Nr. 18). Immer wieder bestätigt der Kaiser den Städten all ihre Rechte (Nr. 11 für Lübeck, 17 für Hamburg) oder wichtige Rechte (Nr. 15 für den Lüneburger Salzhandel).

Etwas verwirrend ist manchmal, dass die in der Hanseforschung eingeführten Siglen wie etwa HUB durch UB Hanse ersetzt wurden, man findet sich aber schnell da rein und lässt sich die Freude am Entdecken dadurch nicht schmälern, vor allem, da die Literaturhinweise sehr aktuell und auf dem letzten Stand und die Indices zuverlässig sind. Holtz beherrscht das Material souverän, zitiert aus zahlreichen Archiven und Urkundenbüchern, bringt Querverweise in „seinem“ Heft an und verweist auch immer wieder auf andere Hefte der Regestenreihe, in denen ein ausführliches Regest abge-

druckt ist, weshalb er hier dementsprechend mit einem Kurzregest auskommt. Insgesamt darf man sich über eine sehr gelungene Zusammenstellung des Materials freuen, die das Forscherleben von Eberhard Holtz krönt, leider aber auch beschließt. N. J.

Wolfgang Leschhorn, *Medaillen des 15. bis 19. Jahrhunderts* (Sammlungskataloge des Herzog Anton Ulrich-Museums, Bd. 20, Petersberg 2019, Michael Imhof Verlag, 504 S., 2055 Farbabb.). – Schaut man auf die beeindruckend lange Reihe von Tagungen des Hansischen Geschichtsvereins, dann ist Braunschweig als Austragungsort gleich viermal vertreten. Bereits die dritte derartige Veranstaltung wurde 1873 in der Löwenstadt organisiert, dann wieder 1892, 1954 und jüngst 2016. Die letztgenannte Pfingsttagung widmete sich einem Thema, das wie kaum ein anderes immer wieder neue Fragestellungen aufwirft und zur Diskussion einlädt: „Hansestädte und Landesherrschaft“. Schließlich agierten die Hansestädte nicht im politischen Vakuum, sondern sie waren eingebunden in das spätmittelalterliche Herrschaftsgefüge. Die Landesherren konnten nun einmal den Handelsverkehr fördern oder behindern. So erlebte seit dem ausgehenden 15. Jh. das Verhältnis zwischen den Welfenherzögen und der Stadt Braunschweig eine empfindliche Abkühlung. Insbesondere die Herzöge Heinrich d. J. (1514–1568) und Heinrich Julius (1589–1613) ließen nichts unversucht, die Rechte der Hansestadt massiv zu beschneiden und deren Unabhängigkeit spürbar einzuschränken.

Anscheinend ging Herzog Heinrich Julius keinem Konflikt aus dem Weg, so jedenfalls suggeriert es eine silberne Medaille aus dem Jahr 1612. Auf der Vorderseite findet sich sein fünffach behelmter elffeldiger Wappenschild; auf der Rückseite ist ein Löwe abgebildet, der von einem Hund attackiert wird. Zu dieser emblematischen Darstellung tritt die passende Umschrift: *NEC CÆSVS CEDAM* (= Auch niedergehauen werde ich nicht weichen). Genauso rekurriert eine andere Medaille von 1610 auf seine Gegner, indem diese als Kröten und Schlangen erscheinen. In erster Linie dürfte es sich dabei um Braunschweiger Landadlige handeln, aber im Selbstverständnis von Heinrich Julius könnte mit einem der unangenehmen Quälgeister ebenso die Hansestadt gemeint sein. Will man sich umfassend über beide Medaillen informieren, so ist es nun möglich, den von Wolfgang Leschhorn mustergültig erarbeiteten Katalog zu nutzen, in dem die Stücke ausführlich beschrieben und kommentiert werden. Der Autor ist beileibe kein Unbekannter in der Numismatik, leitete er doch über viele Jahre das Münzkabinett im Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig; gleichzeitig lehrte er bis zu seiner kürzlich erfolgten Emeritierung Alte Geschichte am Historischen Seminar der TU Braunschweig.

Es ist nicht verwunderlich, dass Wolfgang Leschhorn als Althistoriker die griechischen und römischen Münzen des Braunschweiger Kabinetts in Form

von Bestandskatalogen bearbeitet hat (1998 bzw. 2006). Dann folgten aber zwei voluminöse Bände mit den mittelalterlichen Geprägten (2015). Es ist schon bemerkenswert, wie sich Leschhorn – als Numismatiker – souverän über die Epochengrenzen hinwegsetzt; und nun sogar die Medaillen bearbeitet! Diese wiederum zeichnen sich durch eine erstaunliche Vielfalt aus. Die rund 1200 Medaillen stammen aus fünf Jahrhunderten und wurden in vielen europäischen Ländern gefertigt. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf den Barockmedaillen deutscher Fürsten, vor allem der Welfen.

Bei der Medaille handelt es sich um eine handliche, vorzugsweise runde und zweiseitig gestaltete Sonderform der Reliefplastik, die sich in der Hauptsache auf Personen oder Ereignisse bezieht. Ihre Nähe zur Münze ist zwar keineswegs zu leugnen, dennoch diente sie nicht als Zahlungsmittel im eigentlichen Sinn. Schon früh gehörte die Medaille zum festen Bestandteil fürstlicher Auftragskunst – prominente erste Beispiele sind Kaiser Maximilian I. (1493–1519) und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen (1486–1525). Zwei Gepräge des Wettiners finden sich auch im Bestandskatalog von Leschhorn. Generell kann man feststellen, dass Fürsten die Medaillen als Herrschaftszeichen nutzten. Herrschaft bedarf der Erinnerung, denn durch Erinnerung an Geschichte wird sie legitimiert; das gilt besonders für adlige und fürstliche Herrschaften. Um diese Erinnerung bewahren zu können, sind Denkmale notwendig. Die Medaille besitzt aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit und Reproduzierbarkeit für diese Aufgabe beste Voraussetzungen. Hinsichtlich des Informationspotenzials bieten Vorder- und Rückseite untrennbar zwei Bilder im Kreis, zusammen mit der Umschrift bildet die Medaille (neben der Münze) die wohl kleinste und engste Bild-Text-Einheit. Hinzu kommt ihre Erscheinungsform als künstlerische Äußerung, die den herrscherlichen Wert noch um ein Vielfaches steigert. Die Medaille steht also exemplarisch für die enge Verquickung von Politik und Kunst in der Frühen Neuzeit. Ein Fürst, der dieses Mittel der Herrschaftsrepräsentation mustergültig einsetzte, war zweifellos der eingangs erwähnte Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg.

Der Band erfüllt alle Erwartungen, die man an einen solchen Bestandskatalog stellt. Neben einem Register erlauben Kurzbiografien der Künstler und Verleger (mit den jeweiligen Stücken) einen schnellen Zugriff auf das Material. Sicher geht der Trend heute zu Datenbanken, die im Internet recherchierbar sind. Dennoch hinterlässt das gedruckte Buch beim Rezensenten das beruhigende Gefühl, dass Wolfgang Leschhorn ein Werk geschaffen hat, welches die Zeiten überdauern wird.

Torsten Fried

Sven Rabeler geht in seinem Aufsatz *Pauperismus in der Vormoderne? Beobachtungen zur Existenz und Wahrnehmung der „labouring poor“ in Städten des 14. bis 16. Jahrhunderts* (in: Arm und Reich. Zur gesellschaftlichen und

wirtschaftlichen Ungleichheit in der Geschichte, hg. von Günther Schulz, VSWG-Beihefte 229, Stuttgart 2015, 75–105) einer Frage nach, die auch für die hansische (Stadt-)Geschichte von Belang ist. Vf. analysiert die Existenz und Perzeption von Armen in der Vormoderne am Beispiel der Städte, in denen die breite Masse der Bevölkerung als Tagelöhner, ungelernter Arbeiter, als abhängiger Handwerker im Verlagssystem oder als arbeitende Frau gelebt habe (87), die kurz- und mittelfristigen Schwankungen der Versorgungslage viel stärker unterworfen gewesen seien, als langfristigen konjunkturellen Trends (91). Der Pauperismus sei nicht erst in den Jahren 1770 bis 1850 mit seinen realen, mentalen und diskursiven Elementen, in denen letztlich auch ein gewisses Konfliktpotenzial stecken konnte (99), hervorgetreten, sondern bereits in der vormodernen Stadt mit ihren spezifischen vorindustriellen Erscheinungen, was sich z. B. an der Wahrnehmung der Unruhen in Braunschweig seit dem 13. Jh. im „Schichtbuch“ des Herman Bote zeige, der die Tumulte 1513 den „armen stumpers“, also armen Neubürgern der Stadt, zuschrieb (100).

Florian Dirks

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Die Architektur von Schiffen im hansischen Kontext ist stark durch die deutsche und skandinavische Schule geprägt. Wer sie aber einmal aus einer profunden frankophilen Sichtweise betrachten wissen möchte, sei auf die Monografie von Érik Rieth, *Navires et construction navale au Moyen Âge. Archéologie nautique de la Baltique à la Méditerranée* (Paris 2016, Éditions A. et J. Picard) verwiesen. Auf 352 Seiten, für in die Jahre gekommene Forscher in einer zu kleinen Schrift, wird im titelgebenden Kontext nicht nur kompakt auf die einzelnen Bauprinzipien von Schiffen aus dem 5.–15. Jh. eingegangen, sondern der Band umfasst auch eine auf die Architektur von Schiffen generell ausgerichtete, forschungsgeschichtliche Perspektive von den ingenieurwissenschaftlich geprägten Ansätzen über die ethnografischen hin zu der kontextualisierenden Materialschau der Archäologie, um dann gezielt auf die bedeutendsten und am meisten diskutierten mitteleuropäischen Schiffstypen der Kogge und des Hulk einzugehen. Abschließend breitet er seine Expertise über formbestimmenden Schiffbau im Mittelmeerraum aus. Ein französisch-englisches Glossar prinzipieller Bezeichnungen und ein umfassendes Literaturverzeichnis beschließen den Band.

Rieth war Forschungsdirektor des Centre National de la Recherche Scientifique am Musée National de la Marine, Paris und lehrte an der Panthéon-Sorbonne. In seinem Werk macht er anhand einer oftmals essayistischen, professoralen

Betrachtungsweise, die als Klammer besonders auf Transformation, Adaption und Evolution der einzelnen Baumerkmale gerichtet ist, darauf aufmerksam, wie sich diese Architektursprache im Spannungsfeld zwischen Schriftforschung und Archäologie ausprägte und welche Probleme sich aus diesem ableiten, insbesondere hinsichtlich des unterschiedlichen Synthetisierungsgrades der jeweiligen Quellenkategorien. Ganz besonders informativ ist natürlich seine Sichtweise auf die Herausbildung französischer Traditionen in der Schifffahrts- und Schiffbaugeschichte, die er von Augustin Jal über Michel Mollat du Jourdin, dessen Buch „Europa und das Meer“ auch großen Anklang bei deutschen Lesern fand, bis hin zu den auch Schiffsarchäologen bekannten Bildforscherinnen Christiane Villain-Gandossi und Anne Merlin-Chazelas mit ihrem Einfluss auf die Ausprägung der französischen Schiffsarchäologie bespricht. Dies natürlich bespricht er vor dem Hintergrund des französischen Konzeptes der *chaîne opératoire*, das auch auf die englische Schule einwirkte, wie er am Beispiel Ian Friels und der *Clos des Galées de Rouen* aufzeigt. Rieth folgt dieser Schule, indem er operationale Sequenzen und Techniken im Handeln von Gesellschaften als logische Schritte, die intern für die Herausbildung einer spezifischen Gesellschaft stehen, erkennt. Damit ist auch sein enger Bezug zum generellen Studium von Architekturgeschichte nachweisbar, bspw. wenn er auf Viollet-le-Duc und seinen Einfluss zu sprechen kommt. Er widmet den Ansichten Jals als einem der ersten Historiker, der die Bedeutung der auf Schiffe ausgerichteten Archäologie überhaupt erst erkannte, ein ganzes Unterkapitel, das uns die Ausprägung einer „L'École Française“ verständlich macht. Sie abzugrenzen und zu bekräftigen, gelingt ihm durch Bestimmung einer weiteren, uns vertrauteren Schule, nämlich der auf die skandinavische Klinkertechnik gerichteten. Mit Ole Crumlin-Pedersen hat sie einen der herausragendsten Vertreter, und damit kommt Rieth auch nicht umhin, über die Ausprägungen und Abgrenzungen dieser Schulen auch zur deutschen hin zu berichten. Und dies gelingt kaum transparenter, als sie vor der Forschungs-Projektionsfläche der Koggen abzubilden. Er sieht die skandinavische Schule in Abgrenzung zur französischen, insbesondere bezüglich der Bedeutung der Sachforschung für die Schiffbaugeschichte im Allgemeinen, über die Jal noch wertete, sie würde nur die „debris naval“, also nur das Studium der Überreste der Schiffe beinhalten. Die Bestimmung der Exklusivität des Schiffes als einzigartige archäologische Quelle sieht er somit als das Besondere der nordischen Schule an, indem er über sie meint, dass sie „... mais elle relève d'une histoire et d'un univers scientifique fondamentalement différents“ (21). Was bedeuten die großen Entdeckungen von Oseberg, Tune und Gokstad, Nydam – „Flagschiffe“ für die skandinavische Schiffahrtsgeschichtsschreibung, die es so in Frankreich nicht gab – und späterhin die an ihnen abzulesenden Konstruktionsdetails für die Herausbildung von

Schiffbautraditionen und damit für die Kultur, resp. die Schiffbaugeschichte im Allgemeinen und die Bestimmung des Faches Schiffsarchäologie im Speziellen? Insbesondere, wenn man hier einmal die Chance hat, sie von einem der versiertesten Kenner der historischen Schiffbaukonstruktion vorgestellt zu wissen, zu denen der inzwischen emeritierte Professor für Schiffsarchäologie Éric Rieth seit langem gehört. Man kann sagen, dass er zusammen mit Patrice Pomey die dritte Zeitebene schiffahrtsgeschichtlichen Forschens ausprägte und Schiffsarchäologie in Frankreich überhaupt erst salonfähig machte, sie also wissenschaftlich determinierte und damit verheißungsvoll in die Moderne führte, zu der nun zunehmend auch naturwissenschaftlich geprägte Informations- und Interpretationsmethoden in der Schiffsarchäologie gehören. So können dem Leser Ausrichtungen und Wegbestimmungen in einem wirklich europäischen Kontext noch einmal richtig bewusst werden, da in Frankreich als einem der ersten Länder ein wirkliches Theorem in der Konstruktion der Schiffe praktische Relevanz erhielt, über die Rieth seinerzeit promovierte. So macht er auch deutlich, dass die Autoren früher Schiffbauschriften von Timbotta de Modon bis zu Michael von Rhodos sich auf Schriften des Arsenal in Venedig beziehen, zu denen sie wohl Zugang hatten. Dass natürlich solche Narrative auch schon zu solch frühen Zeiten auch immer politische Tendenzen berührten und kolportierten und Entwicklungen in die Zeit gesetzt werden und sich aus ihnen entwickeln, quasi auswickeln und herauskristallisieren, lässt sich auch am Duktus Rieths festmachen, insbesondere, wenn er Tendenzen schiffahrtsgeschichtlichen Forschens schon in diesen frühen Schriften, aber auch in einschlägigen Berichterstattungen aus dem 16. Jh., erkennt und bespricht, sie quasi vergleichend an die Seite der großen Ausgrabungsberichte aus dem Norden stellt, die den Skandinaviern eine privilegierte Ausgangssituation in der Schiffsarchäologie überhaupt erst eröffneten, der die französische, vorrangig auf Schriftforschung beruhende, entbehrte. Vielleicht hätte man neben der *vivent tradition* noch etwas deutlicher machen müssen, wohin diese oft auch sehr durch einen ingenieurwissenschaftlichen Diskurs (bspw. waren Ole Crumlin-Perdersen, aber auch Premyslav Smolarek und Jerzy Litwin ausgebildete Ingenieure) geprägte Fundinterpretation führen kann, nämlich in eine vorrangig technik- und weniger sozialgeschichtliche Interpretation von Wrackfunden, die erst durch den Eingang der experimentalarchäologischen Herangehensweise m. E. ein wenig aufgebrochen wurde. Zumal er die deutschen Traditionen von Otto Amtsberg, Hans Suder über Walther Mitzka zu Wolfgang Rudolph – ein Zeitgenosse Hasslöfs – auf die sich Olaf Hasslöf bezieht, nicht wertet und erkennt. Vielleicht dürften da auch Mentalitäten eine Rolle spielen, wenn man hier noch einmal der französischen die skandinavische vergleichend an die Seite stellen will und maritime Geschichtsschreibung und Berichterstattung manchmal divergieren

lässt: die eine oft Fakten in makrokosmische Zusammenhänge einbindend, die andere mikrokosmisch, oft gefühlt klinisch sezierend und rational im Kleinteiligen verbleibend. So webt die eine Lebenswelten und Geschichten ineinander, wenn sie nicht statistisch-wirtschaftshistorischen Ansätzen folgt, also quasi den Schiffbauer und Segler, Händler und Krieger im Hintergrund der Schiffe durch das Wort- und Bildgut sprechen lässt. Die andere dekliniert eher die unterschiedlichen Bauweisen, wenn wir hier einmal die kontextualisierend-humanistische Tradition der Geschichtsschreibung von der deskriptiv-analytischen der Archäologie in der Schifffahrtsgeschichtsforschung, zu der die Erforschung von Wort-, Sach- und Bildkultur gleichermaßen gehört, scheiden wollen. Das ist ja einer der Kritikpunkte, den die auf Schriftforschung beruhende Geschichtsforschung der auf das oft nur technologisch besprochene Sachgut interpretativ ruhenden Archäologie manchmal auch in harscher Kritik, um hier noch einmal mein bevorzugtes Bild der „Sandkastenspielerei“ zu benutzen (Paulsen 2017), vorwirft.

Ein weiterer, wesentlicher Unterschied zwischen der französischen und der skandinavischen Schule besteht darin, dass sich die französische in der Erforschung von Atlantik und Ärmelkanal einerseits und dem Mittelmeerraum andererseits auf zwei unterschiedliche Naturräume kapriziert. Naturräume, die damit auch zwei sehr reiche, aber auch unterschiedliche Kulturräume determinieren.

Das, was den Hansehistoriker interessiert, ist natürlich der Ursprung der Schiffbautraditionen, die die hansische Schifffahrt, resp. die Technologie in der Fertigung der Kogge, bestimmten, und da sind zu der jahrzehntelang friesisch bestimmten Originität in der letzten Dekade stetig neue hinzugekommen. Jütländische Traditionen werden genauso diskutiert wie keltische oder nun auch im iberischen Raum nachzuweisende (s. Rezensionen zur Kogge und dem iberischen Raum). Rieth geht noch einmal im Einzelnen den friesischen Quellen nach, insbesondere denjenigen, die durch seinen Landsmann Lebeque in die Diskussion eingebracht wurden, der in einem für maritime Forschung herausragend holistischen Sinne seine Forschungen pro domo auf die Didaktik der Poesie und Literatur, die Hagiografie, die *gesta*, die nautische Kosmografie, die Seekarten und Inventarien, die Bullets und diplomatischen Papiere, die Chroniken, Annalen und Korrespondenzen, die Gesetzestexte und epigrafischen Quellen als Grundlage einer maritimen Geschichtsschreibung gleichermaßen ausrichtete (76 ff.).

Wie die Geschichte Englands und ihrer angelsächsischen Prägung, so wird auch gerade die Herkunft der Kogge mit ihren technologischen Wurzeln neu diskutiert. Skandinavische Invasion oder Migration, Tradition oder Innovation bestimmten auch die auf Schiffbau ausgerichteten Veränderungen in der Nordsee. 400 Jahre nach Plinius und nach der Aufgabe Domburgs brachten

schwere Lastkähne aus Mitteleuropa über den Rhein wieder Waren an die sich stetig verändernden Marschen. Friesen verluden sie auf ihre Seeschiffe und brachten sie auf Märkte in York, London und Southampton, Birka und Helgö.

Pye schreibt: „Die Marschen kontrollierten den Handel eines halben Kontinents (43)“. Wir wissen aus den spärlichen Quellen nicht viel, wie Rieth betont. „Friese“ bedeutete zu Alfreds Zeiten schlichtweg Kaufmann, aber wir wissen aus einer Quellensammlung, dass sie neben der skandinavischen Bauweise einem eigenen Stil im Bau der Fahrzeuge folgten. Die Angelsächsische Chronik – wohlgerneht eine Quellensammlung verschiedener Annalen, zumeist verfasst in späterer Zeit – verweist nicht nur in ihrem auf skandinavische Baumethoden, sondern indirekt auch auf friesische. Für das Jahr 896 wird vermerkt, dass König Alfred den Bau schneller und stabiler Langschiffe befahl, die „weder friesischer noch dänischer Bauart“ waren (Swanton, Anglo-Saxon Chronicle, London 1996, 90). Rieth gibt die genaue Quelle in Bezug auf Lebeque auf Französisch wieder, bezieht sich aber eher auf den Unterschied der dänischen Bauweisen zu den üblich angelsächsischen, und hier sind wir nun auch nach Rieth wieder einmal bei der Kernfrage nach der: „... importante de l'étude de l'origine (ou des origines) de la famille architecturale des navieres de guerre scandinavae représentée,“ notament die Schiffstypen, die wir als *snekkja*, *skeid* und *drekki* durch Falk notiert wissen und deren Analyse sich Crumlin-Pedersen in seinem Forscherleben verschrieben hat, der über die Alfred'schen Innovationen in einem *personal account* meint, dass sie: „may well have played a role in the technological change but it is not reported to have had a lasting impact on the English defence against the Viking invaders, possible because they soon adopted the ideas themselves.“ (Crumlin-Pedersen, 2010, 91). Das sagt uns noch nichts über die Besonderheit der friesischen Bauweise, die sich also auch aus der Angelsächsischen Chronik ableitet und die in Frankreich als *franc-bord*, im englischen *flush-laid bottom-based* und im Deutschen als *Bodenschalenbauweise* bekannt ist und im Prinzip meint: Kraweel beplankter Boden, der zuerst in freier Bauweise errichtet wird und an den geklinkerte Außenwände angebracht werden. Diesen Spezifika geht nun Rieth auf über 50 Seiten genauer nach, auch unter Einbezug der Funde mit geklinkerten Bordwänden, die wir aus Westeuropa kennen, vor allem durch die Forschungen seines Institutes, die er maßgeblich initiierte. Hier lässt er auch nicht die Diskussion aus, die Timm Weski seinerzeit mit seiner namentlichen Neubestimmung der Bremer Kogge als IJsselmeertyp in die Diskussion einbrachte und damit Detlev Ellmers widersprach und Ole Crumlin-Pedersen dazu ermunterte, die Kontroverse auf Shakespearsche Art (to be or not to be a cog) betitelnd zu hinterfragen. So wie dieser erkennt auch Rieth klare Spezifika, die eine typologische Vereinbarung von Schrift-, Bild- und Sachquelle erlauben. Interessanterweise bezieht sich Rieth in seinen allge-

meinen Bezügen zur Hanse aber auf Richard Unger und A. d'Haenens und nicht, wie man denken würde, auf seinen Landsmann Philippe Dollinger, den wir als Standardliteratur zu Struktur und Wesen der Hanse immer noch gerne befragen. Dafür setzt er sich eingehend mit Heinsius und vorrangig mit seinen französisch vorgetragenen Vorstellungen zur *Dimension et caractéristiques* der Kogge von 1960, resp. seiner beiden Hypothesen zur friesischen und keltischen Originität gar in Bezug zu den irischen Rundbooten, den *coracles*, auseinander. Die Diskussion, die Paulsen in die Forschung zur Herkunft der Kogge und die Deutungshoheiten eingebracht hat, spielt bei ihm noch keine Rolle. Vielleicht hätte Rieth hier noch einmal auch auf die Kritik an der auf die Kogge bezogenen Siegelkunde, resp. auf die Tatsache verweisen müssen, dass das Stralsunder Siegel erst hundert Jahre, nach denen es gestochen wurde, überhaupt mit der Bezeichnung Kogge zusammengebracht wurde, worauf Timm Weski schon 1999 verwies. Für Rieth, das sei hier zusammengefasst, symbolisiert die Kogge im Erscheinungsbild von Bremer und der von Doel, vorrangig ihrer Dimensionen, immer noch den Archetypus hansischer Handelsschiffahrt (183). Dies macht er in einem eigenen Unterkapitel *Formes, dimensions et proportions* deutlich, in dem er diese Funde vor den Grabungsergebnissen anderer einschlägig als Koggen bezeichneter Fahrzeuge wie die von Almere, der NZ 43, Q 75 etc., bespricht. Er sieht in dieser Hinsicht zwei sich beeinflussende aber doch voneinander losgelöste Perspektiven. Zum einen was die Geometrie der Formen, die Funktion und das Milieu, in denen die Fahrzeuge operierten, angeht und Typen/Modelle hervorbrachte, zum anderen Aspekte, die Merkmale in eine generelle Evolution der Architektur der Kogge chronologisch einpassen. Dieser zweiten Perspektive geht er in einem weiteren Unterkapitel noch einmal sehr dezidiert und gesondert nach. Wie Ellmers sieht er damit auch die Umweltbedingungen einer auf Tidenhub ausgerichteten Schiffahrt in den Watten und Marschen als prägend für die Herausbildung dieses Schiffstyps an. Er scheidet, wie Van de Moortel als auch Fred Hocker es tun, Cogs von den Cog like vessels, letztere die Fahrzeuge umfassend, die nicht alle Merkmale aufweisen, die Ole Crumlin-Pedersen noch einmal in seinem oben erwähnten Beitrag als Schiffe mit flachem Kiel, geraden Vor- und Achtersteven, die mit dem Kiel in einem großen Winkel verbunden sind, eine flache, kraweel gefügte Mittschiffsbodensektion aufweisen, die schnell, besonders im Vor- und Achterbereich aufkimmen und mit umgekröpften Nägeln sich überlappende Plankengänge miteinander befestigen, beschreibt. Diese Bauweise lässt sich weit resp. bis zum Wrackrest von Blackfriars einpassen.

Bei all dem Ausgeführten stellt er sich die Frage: Was ist nun die Kogge *Le Mot*, also nur ein Wort, oder *La Chose*, die Bezeichnung einer Sache. So offen wie die französische Sprache – *coque* meint auch nur Gefäß oder

Schale – so offen verbleibt auch Rieth in seiner Meinung über die schon 1163 und nicht erst 1225 erwähnte Kogge, die nach ihm friesischen, bayonischen und englischen Einflüssen gleichermaßen unterlag.

Was wäre ein Buch über mittelalterlichen Schiffbau und Schifffahrt in Europa, wenn es sich nicht auch mit der „ominösen“ oder wie Rieth unter *La „Mystérieuse“ Houlque* titelgebend hier auch seine eigenen Vorstellungen in die generelle Diskussion einpasst, auseinandersetzt. Über die Familie der Proto Hulken, (bspw. dem Utrecht Boot) gelangt er über ikonografische Belege, so bspw. den Münzfunden von Utrecht, zur Diskussion der inversen Beplankung, wie wir sie an der Ikonografie von Winchester genauso ablesen, wie am Wrackfund aus der Morgans Lane.

Und was wäre ein Buch von Eric Rieth, würde er nicht anhand seiner außerordentlichen Expertise über formbestimmenden Schiffbau die mathematischen Rätsel hinter diesem genauso entschlüsseln wollen, wie er die Entwicklung desselben eingebunden in die Diskussion der Transition des kraweelen Schiffbaus von der Schalen- zur Skelettbauweise Revue passieren lässt, eine Entwicklung, die er schon in dem grundlegenden Beitrag zur Ausprägung der Kraweelbauweise mit seinen renommierten Co-Autoren Patrice Pomey und dem zu früh verstorbenen Yak Kahanov im *International Journal for Nautical Archaeology* aufgriff.

Ein aufschlussreiches, interessantes Buch von einem profunden Kenner der Materie.

M.-J. S.

Über die im Buch Rieths nicht sonderlich markant gezeichnete „deutsche Schule“ schiffsarchäologischen Forschens kann man nun nuancierter im interessanten, aber bezeichnenden, vielleicht etwas überzeichneten Bild, das die deutsche Schiffsarchäologie in ihrer Herausbildung und Schifffahrtsgeschichtsforschung in ihrem nationalen Selbstverständnis abgab, bei Mike Belasus nachlesen: *Historical Ship Archaeology in the Shadow of Historism and Nationalism. A German Perspective* (in: *The country where my heart is – Historical Archaeologies of Nationalism and National Identity*, ed. by Alasdair Brooks und Natascha Mehler, Gainesville 2017, University Press of Florida, 222–241). Er kommt gleich zu Beginn mit dem Fokus auf den Zeitabschnitt von 1871–1918 zu dem Schluss, dass „Early historical ship research was therefore directly tied to German Imperial policy ... (222).“ Dass politische Konzepte, Ideale und ethische Ansprüche vielleicht nicht Geschichte schreiben, aber zumindest mitschreiben, kommt einem nicht nur nach allen Diskussionen der letzten Zeit und den einschlägigen Publikationen dazu, bspw. der Dissertation von Paulsen, sondern auch der Logik folgend schon wie ein Allgemeinplatz vor. Über den Antrieb und das Motiv einer solchen nur Ressourcen verbrauchenden und selten mehr als nur Ideologie und Orientierung

gebenden Wissenschaft wie die der Geschichte, hat wohl keiner so treffend geschrieben wie Odo Marquardt in seiner philosophischen Essaysammlung *Zukunft braucht Herkunft von 2003*. Nach ihm muss Geschichtsschreibung nicht immer national determiniert sein, sie muss aber ein Narrativ des Zusammenhalts schaffen. Womit Archive derzeit ihr meistes Geld verdienen, ist die Familienforschung, die Wurzeln bis ins Kaiserreich hat. Dass das gerade während der Herausbildung eines deutschen Nationalstaates aus einem zersplitterten, diffusen Staatszusammenhang, der sich dazu noch auf Rom berief, zu Verwerfungen führen kann, macht Belasus für meine Verhältnisse etwas zu plakativ und tendenziös deutlich. Es wäre gut gewesen, die deutschen Wesenszusammenhänge zwischen Politik und Geschichtswissenschaft während der ersten Dekaden nach 1871 auch noch einmal aus einer anderen Perspektive zu beleuchten. Dass das auf die Schiffsarchäologie bezogen nicht nur eine deutsche Angelegenheit ist, zeigte Carl Olof Cederlund in seinem Buch *Nationalism eller Vetenskap? Svensk marinarkeologi i ideologisk belysning* von 1997 auf, ein ebenso wie Marquardt Systemzusammenhänge deutlich machender Beitrag, der bei Belasus keine Beachtung fand und vielleicht zu einem mehr komparativen, vergleichenden, auch abwägenden Ansatz und Aufsatz geführt hätte. Denn in seinem Beitrag werden Lebensleistungen von Forschern – ohne Zweifel zu Recht – hinterfragt. Vorrangig anhand des Wikingerkultes zeigt nämlich Cederlund auf, dass wir uns hier nicht nur mit einem vergangenen Problem beschäftigen, dass Deutschland in dieser Frage nicht alleine steht und dass dänische Schiffsarchäologie in der Exzellenzförderung nicht so erfolgreich wäre, wenn es bei der Erforschung der Kollerup- und Koldingkogge geblieben wäre, die eben bis dato (bewußt?) keinen Eingang in die museale Aufarbeitung gefunden haben, wie die vielen für die Ausprägung eines dänischen Selbstverständnisses so wichtigen Wikingerschiffe. Gleiches darf man nach Cederlund für die schwedische Seite in Hinsicht der WASA und ihrer Präsentation festmachen, mit der die schwedische Öffentlichkeit wohl nur ungern anhand von Wikingerschiffen an die Kalmarer Union erinnert werden möchte, genauso wenig wie die englische an die Eroberungsfahrt Wilhelm des Normannen. So präsentierte man für die Ausprägung eines Nationalbewusstseins eben Flaggschiffe aus dem Beginn großer nationaler Ären, zumeist auch noch, indem man Könige zu einem Vorwort oder einem Tauchgang einlädt, wie es bspw. die Spanier taten. Präsentation und Prestige gehen da wohl eher einher mit den Überresten der MARY ROSE seit „Britannia rules the waves“ – ich habe den Eindruck, nicht nur im Liedgut vergangener Tage. Vor diesem aktuelleren Hintergrund verblasst die Argumentationslinie des nur auf die frühe Forschungsgeschichte orientierten Autors ein wenig. Ein mehr komparativer Ansatz wäre instruktiver gewesen. Auch geht mir zu

schnell der schiffsarchäologische Ansatz zugunsten eines allgemein auf die deutsche Schiffahrtsgeschichte ausgerichteten Syllogismus von Nationalismus und technischer Bezeichnungstiefe der Kogge verloren.

Völlig unbenommen davon beeinflusste der Deutsche Historizismus natürlich maritime Geschichtsschreibung, und wenn wir die maritime Archäologie nicht von der ausschließlich auf Schiffe konzentrierten scheiden, so triebe sie auch und gerade durch Archäologen und nicht nur Historiker, wie sie durch das Charisma eines R. Beltz gezeichnet werden, abstruse Blüten. Man erinnere sich seines Einflusses der auf Wikinger ausgerichteten Sachforschung bezüglich der Umbenennung ganzer Dorfgemeinschaften wie von Rerik bei Wismar. Aber wir wissen auch, dass die Erforschung der Hanse auch heute nicht nur „just a matter of pure research“ ist, da muss man gar nicht so weit in die deutsche Vergangenheit schauen, wie der Autor in seiner Dissertation selbst erkennen musste, insbesondere, wenn man finnische Lastkähne zu Koggen machte und sie als deutschen Beitrag auf der Weltausstellung präsentierte. Man hätte genauso auf eines der Ralswiekschiffe zurückgreifen können, doch die sind slawisch geprägt. Ein ähnliches national-politisches Motiv darf man der Verlegung von Steinplatten aus dem gleichen Wrack in der Schweriner Staatskanzlei unterstellen. Es ist ohne Zweifel wichtig, frühe maritim geprägte Forschungsgeschichte aufzuarbeiten und dazu gehört es auch, am Nimbus von Leuten wie Rörig und Schäfer gehörig zu kratzen, wenn man dann nur nicht in einen abendländischen Dualismus verfällt und der Zeiger gleich wieder extrem in die andere Richtung ausschlägt, denn dann ist man wieder beim Schwarz und Weiß. Neben den Verbindungen, die Dietrich Schäfer zu Flottenadmiral Tirpitz pflegte, gilt es in Hinsicht einer zwar einschlägigen, aber doch abgewogenen Bewertung eben auch, einen Blick in den von Schäfer 1909 veröffentlichten Aufsatz über *Die Aufgaben der deutschen Seegeschichte* zu werfen, einen, den wir ebenso bei Mike Belasus nicht finden. Dieser entbehrt sicherlich nicht nationaler Attitüden und Anflüge, verweist aber sehr programmatisch und mit Zeitsinn auf die anstehenden wissenschaftlichen Aufgaben der maritimen Forschung, die zu einer Reihe hervorragender Arbeiten führte. Der hier vom Autor ins Auge genommene Zeitabschnitt ist eben nicht nur der des „nationalen Erwachens“ und des *German Historicism*, sondern eben auch der des Beginns deutscher Schiffahrtsgeschichtsschreibung im wirklich professionellen Sinne, und dieser war ein programmatischer und fußte nicht nur auf den im Leitartikel der Han-sischen Geschichtsblätter von Dietrich Schäfer vorgetragene Schwerpunkten, sondern eben auch auf seinen Bemühungen, diesen schriftlich vorgetragene auch konkret praktische Schritte folgen zu lassen. Die erkennt man jedoch nicht nur anhand des von ihm maßgeblich mit initiierten Preisausschreibens, das zu einer im Weltmaßstab jener Zeit wirklich bahnbrechenden Arbeit von

Walter Vogel führte, sondern eben auch aus solchen oftmals unbeachteten Erhebungsarbeiten wie der Erfassung rezenter volkstümlicher Boote von Forschern wie Walther Mitzka, Otto Amtsberg, Hans Suder u. a. und den Aktivitäten des damaligen Museums für Meereskunde, auf die wiederum Wolfgang Rudolph seine Inventarisierungsarbeiten gründete und auf die er in Anerkennung auch des Zeitsinnes von Hansehistorikern der ersten Stunden in seinem Beitrag von 1981 verwies. Bei entsprechender Berücksichtigung hätte das auch hier Mike Belasus zu einem differenzierteren Ansatz und milderem Urteil in dieser konkreten Frage über Schäfer ermuntern können. Dass Schäfer ein Chauvinist und Antisemit war und dass er seinen Einfluss nutzte, gezielt Karrieren von mehr humanistisch eingestellten Forschern zu verhindern, steht seit Ernst Pitz' Studie von 1996 wohl außer Frage, jedoch war Schäfer auch einer der ersten, die das Problem erkannten, Schifffahrtsgeschichte ganz auf Schriftforschung gründen zu lassen. Darüber hinaus brachten es die von ihm begründeten und redaktionell begleiteten Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte in einem Zeitraum von 1908–1914, also innerhalb von nur sechs Jahren, auf acht heute noch bedeutende Werke, und die darin veröffentlichte Arbeit von Willy Cohn über die sizilianische Flotte als Beispiel anführend hat das wohl nichts mit deutsch-nationalem Erwachen zu tun. Cohn war Jude und überzeugter Zionist und wurde trotzdem durch Dietrich Schäfer gefördert und herausgegeben. Davon unbenommen spielten Pflug und Kogge als Symbole eines deutschen Überlegenheitsanspruches eine wesentliche Rolle, um einen anderen wichtigen Einfluss auf die deutsche Seegeschichtsforschung mit Ahasver von Brandt und seinen Aufsatz von 1942 zu benennen. Brandt ist, wenn man so will, das Bindeglied zu Heinsius, da er als ehemaliger Nationalsozialist und SA-Mitglied durch seine Lehrtätigkeit auch über den II. Weltkrieg hinaus noch wesentlichen Einfluss auf die Seegeschichtsschreibung hatte, wie Anne Christine Nagel in ihrem Aufsatz zum Schatten, den das Dritte Reich auf die Mittelalterforschung der Bundesrepublik warf, 2005 treffend ausführte. In v. Brandts Aufsatz von 1942 hätte Mike Belasus m. E. weitaus markantere Wesenszüge nationaler Symbolik hinsichtlich der Kogge für seine Argumentation gefunden. Auch er fehlt in seiner Bewertung, in diesem Fall ein absolutes Desiderat, da nur v. Brandts in dieser Frage wenig bezeichnender Beitrag im *Mariners Mirror* von 1968 Berücksichtigung fand.

Wenn wir im schiffsarchäologischen Bereich deskriptiv-analytische (also die Fundberichte) von den kontextualisierend-kompilativen (also den Funden übergeordnete, vergleichende) Arbeiten noch einmal scheidet wollen, so rekurrieren bis heute – von Weski bis Ellmers, um zwei im Widerstreit stehende Ansichten hier einmal zu personalisieren – alle ernstzunehmenden Arbeiten über hansischen Schiffbau und Schifffahrt direkt oder indirekt auf die Arbeit von Walther Vogel und natürlich nicht nur die der Schiffsarchäologie, sondern

die der maritimen Geschichtsschreibung der Hanse allgemein. Es ist aus meiner Sicht auch nicht richtig, eine direkte Entwicklungslinie von Schäfer über Vogel und Hagedorn hin zu Heinsius und Ellmers zu ziehen. Erstere sind Historiker und nutzen Fundberichte wenn überhaupt als Sekundärquelle, Letzterer ist Archäologe, für den das Schriftgut nur beigeordnet war. Fürwahr, es beeinflusste und prägte seine Interpretationen, dennoch zieht er immer eine Linie zwischen dem, was er aus dem Fundgut erkennt und dem, was er aus dem Schriftgut abliest. Aus meiner Sicht ist dies eine legitime Herangehensweise, und wenn auch der Duktus oft einen Ausschließlichkeitsanspruch prägt, es bleiben Thesen, denen man hinsichtlich der Kogge – Ole Crumlin-Pedersen, aber auch Éric Rieth folgen ihnen bspw. (s. Rezension) – beipflichten kann oder auch nicht. Eine These scheidet sich von einer Spekulation durch eine auf Statistik und Wahrscheinlichkeit gründende Argumentation. Entgegen der Schnigge, die dem Schriftgut nach im Laufe des Mittelalters eine sehr starke Entwicklungsveränderung vollzogen hat und über deren konkretes Aussehen wir mehr rätseln als forschen, gelingt es uns in einem gewissen Zeitabschnitt durch Berichte wie die Dammer Zollrolle, einer herausragenden Quelle über mittelalterliche Konstruktionsdetails, eine relativ gute technologisch bestimmte Vorstellung zu erhalten, die es erlaubt, Vergleiche zum Fundgut anzustellen. Damit verkommt die Archäologie nicht zur Hilfswissenschaft der Schrift- und Bildforschung, sondern lässt sich auf Augenhöhe mit dieser verbinden. Eine solche Herangehensweise hat Ole Crumlin-Pedersen hinsichtlich der Knorr, aber auch viele andere Autoren trotz schwächeren Ausgangsmaterials versucht. Thesen und nicht nur Berichte haben die Geschichtswissenschaft, auch die auf Sachgut orientierte, immer vorangebracht, da kann ich keine Verbindung zum Historizismus ausmachen. Dass dieser Vorgang national geprägt sein soll, kann ich damit ebenso wenig erkennen. Motivisch beeinflusst war und ist er immer noch – und das sei hier auch explizit herausgestellt – das kann, aber muss der Wissenschaft keinen Abbruch tun. Egal woraus man seine Motivation schöpft: Alles das beeinflusst den Blick auf Geschichte, es darf sie nur nicht bestimmen! Denn dann werden daraus Blaupausen für ideologische Vorstellungen, Vorbilder und ja Verwerfungen, aus denen man die buntgezeichnete, komplexe Geschichte nur noch verzerrt in ein Schwarz-Weiß-Bild eingepasst sieht. Das passierte eben auch nicht nur durch Historiker, sondern ganz bewusst durch die Archäologie, bspw. in der ostpreußischen Schule. Belasus führt Conwentz an, flankiert durch den damaligen großen Einfluss des Schiffbauingenieurwesens von Protagonisten wie Otto Lienau. Zu oft wurden damit slawisch geprägte Boote, gar Fischereifahrzeuge, zu Wikingerschiffen gemacht. Und hier soll bewusst keine Parallele zu den erwähnten falsch datierten Koggen gezogen werden. Der damalige Wikingerkult wird diese archäologische Perspektive mit großer Sicherheit zu stark beeinflusst, vielleicht sogar bestimmt haben,

resp. als materielle Gegenthese zum Panslawismus. Solch eine einseitige Sicht auf Forschungsgeschichte kann man dem Autor auch unterstellen, wenn er zu dicht an die in seiner aufgezeichneten Entwicklungslinie von Schäfer zu Ellmers, Ahrenfeld und Bohrdt und ihre aus heutiger Sicht haarsträubenden Bildinterpretationen heranrückt. Günter Krauses Zusammenarbeit mit dem Marinemaler Bernd Anders und dessen bildhafte Interpretationen aus den 1990er Jahren könnte hier ebenso Parallelen aufzeigen, wohlgermerkt aus einer ganz anderen Zeit, die wohl nicht deutschnational geprägt war. Ohne Zweifel – und da kann man Belasus zustimmen – hat Timm Weskis Umbezeichnung der Bremer Kogge als Ijsselmeertyp die Diskussion aufgebrochen und sie in Hinsicht der Erforschung ihrer Originalität neu stimuliert, in andere Richtungen gebracht und bereits erste Ergebnisse gezeitigt.

Ein differenzierter, konturierter Blick auf die Forschungsgeschichte ist eben kein nur auf die Vergangenheit gerichteter. Und um zum Schluss noch einmal zwei Credos von zwei großen des Faches aufzurufen: Ole Crumlin-Pedersen meinte 2006 „Archaeologist should not be too selfished to ignore the competence of Historians“, und Christer Westerdahl meinte 2012: „Shipwrecks are too important to leave them in the hands of ship-archaeologist only.“ Fürwahr! M.-J. S.

Seit Ekhart Berckenhagen hat sich kaum jemand so profund zur Symbolgeschichte des Schiffes geäußert wie Wolfgang Sellert, der in seinem sehr interessanten Beitrag zur Rechtsgeschichte, *Das Schiff als Rechtssymbol für Staat, Reich, Stadtreghiment und Kirche* (in: SIGNA IVRIS, Beiträge zur Rechtsikonographie, Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde, hg. von Alexander Deutsch [u. a.], Bd. 16, 225–273), eigentlich nur dem justizialen Konnex des Schiffes titelgebend folgen wollte. Ihm ist wohlgermerkt nur in einem Aufsatz eine beeindruckende allgemeine Symbolgeschichte des Schiffes gelungen, die über den rechtlichen Zusammenhang hinausgeht. Er macht hiermit auch noch einmal im Besonderen deutlich, wie symbolisch aufgeladen das Schiff nicht nur im abendländischen Kulturraum war, sondern in einer 2000-jährigen Geschichte weltumspannend, und dass es mehr war als nur ein zweckorientiertes Wasserfahrzeug, eingebunden in nur rational wirtschaftlich determinierte Zusammenhänge der Wirtschaftshistorie, und mehr war, als zeitverdichtete Technologie, wie es uns die Archäologie oft vermitteln will. Ohne direkt auf ihn abzustellen, verweist er auf die schon durch Klaus Friedland 1980 angeführte Schicksals- und Wertegemeinschaft, einen Mikrokosmos, der in seiner Art auch den gesellschaftlichen Zusammenhang und Zusammenhalt in einem Staat symbolhaft spiegelt. Der Gubernator auf einem Schiff ist eine Metapher für die Staatsgewalt, das Schiffsvolk ein Gleichnis für das Staatsvolk. Die Seenot spiegelt für ihn die Staatskrise, der Schiffbruch das Scheitern eines

Staates und die Meuterei die Revolution wider. Bildhaft macht er es uns u. a. am Propagandamaterial nicht nur aus der Zeit Bismarcks, sondern auch anhand der bundesrepublikanischen Presse der Schmidt-Ära. Selbst aus neuerer Zeit, Büchlers Narrenschiff von 2006 zitierend, führt er Beispiele für seine Argumentation an. Das sind alles schwere Geschütze auf dem Gebiet der Gleichnisse, zumal für die hansische Schiffahrt immer noch ein anderes Symbol kolportiert wird, das des genossenschaftlichen Schiffsrates, dessen Entscheidungsbefugnisse, Hierarchien, Wesenszusammenhänge und sein konsequenter Rahmen trotz der vielen Interpretationen aus Schiffsrechten – von der *Rooles de Olerón* bis zu den hansischen und dänischen – immer wieder neu diskutiert wird. Nach Kurth's Dissertation von 1908 kann man ihn in ähnlicher Form schon auf Kreuzfahrern festmachen, die 1147 Lissabon mit eroberten. Es ist ein durch den Schiffsrat genossenschaftlich determinierter Zusammenhalt, dessen Wesen sich manchmal darstellt, als hätte Marx seine Vorstellungen vom Kommunismus auf die Seefahrt kapriziert, oder als wenn man die Utopia von Thomas Morus nicht immobil im Pazifik verortete, sondern auf einem hansischen Schiff, quasi als mobile Mikrostudie. Das Schiff ist aber eben ein besonderer Ort, ein Heterotopos, der nach Foucault und hier nach Sellert „... eigenen Regeln folgt und wo das von der herrschenden Norm abweichende Verhalten ritualisiert wird“ (225).

Neben sehr informativen, oft mythisch bedingten „Schiffsausflügen“ in die griechische und römische Antike, aus der Sellert aber leider keine rechtsikonografischen Bezüge ableiten konnte, bildet das Schiff als Metapher für das *corpus christianum* im Allgemeinen und das *regnum teutonicum* im Speziellen bei ihm natürlich einen der wesentlichen Schwerpunkte. In Hinsicht des „Kirchenschiffes“ kommt keiner, und natürlich auch nicht Sellert, an der Fülle partristischer Zeugnisse, die in Hugo Rahners hervorragender Symbolstudie kompiliert sind, vorbei. Auch in Bezug zu derartigen Symbolen wie dem Brandt'schen Narrenschiff, das uns in einem bildhaft ermahnenenden, relegionskritischen Sujet wahrscheinlich schon in der Kalkmalerei im Wismarer Rathauskeller und damit wohl wesentlich früher als bei Brandt begegnet, aber auch in den Schiffsdarstellungen, welche die Suprematie der Papstkirche verherrlichen – quasi als Gegenreaktion – wird uns das durch Sellerts Expertise deutlich. Sie wäre noch anschaulicher, hätten sich die Herausgeber zu einem die Bilder in den Text einbindenden Layout entschlossen und sie nicht an das Ende der sehr interessanten Studie verbannt.

Im eschatologischen Sinne wäre hier noch einmal der Bezug zur Studie von Rainer Gruenter, *Das Schiff. Ein Beitrag zur historischen Metaphorik* instruktiv gewesen, obwohl Sellert uns schon alles das verständlich macht, auf das auch Gruenter, manchmal mit einer etwas anderen Nuance, eingeht. Bezugnehmend auf das Heilige Römische Reich deutscher Nation findet Sellert in dem 1558 für die Trauerfeierlichkeit Karl's V. kolorierten Kupferstich,

der eine im Rahmen einer Prozession mitgeführte, immerhin 8 m lange und 20 Tonnen schwere Holzkonstruktion zeigt, auch ein Schiffsgleichnis für das Staatswesen.

Das Schiff als Metapher für die Stadt tritt sicherlich kaum deutlicher hervor, als auf den von Ewe kompilierten Siegeln der Hansestädte. Hier hätte der Autor sicherlich noch auf die in den hansischen Geschichtsblättern zwischen Paulsen, Ellmers und Jahnke insbesondere zum Lübecker Siegel kontrovers geführte Diskussion verweisen können, die u. a. nicht nur auf die Bedeutung der Schwurhand abstellt, sondern auch aufzeigt, dass man sich mit schiffstypologischen Betrachtungen in der Siegelkunde wohl am besten bedeckt hält. Sellert sieht auf ihnen nur Koggen (234), wobei bspw. auch Schniggen explizit als Ratschiffe aufgeführt werden. Davon unbenommen wird in explizitem Verweis auf verschiedene Städte (Lüneburg, Regensburg) das Verhalten auf dem Schiff mit einem guten Stadtre Regiment überein gestellt.

Durch Sellert wird uns also noch einmal bewusst, ob mit maritimem Bezug forschender Wirtschaftshistoriker, Volkskundler, Schiffsarchäologe oder Bildforscher: Wir sitzen, um es mit Ciceros Worten plakativ zu machen, *in eadem ... navi*, also quasi alle in einem Boot, das verschiedene Seiten und Bedeutungsebenen manifestiert und das sollte vielmehr Symbol sein, als nur eine Metapher bleiben! Das hat uns Sellert mit seinem Beitrag noch einmal eindrucksvoll ins Geschichts- und damit wohl auch ins Lehrbuch maritimer Geschichtsdidaktik geschrieben. M.-J. S.

Es gibt nur wenige Werke zur Schifffahrtsgeschichte der Wikingerzeit, welche nicht irgendwann auf das Bildzeugnis zurückgreifen, das auch nach 1.000 Jahren seine Faszination nicht verloren hat: Der Teppich oder, wie es richtiger heißt, die Stickerei von Bayeux. Sie scheint kurz nach der Eroberung Englands durch Wilhelm im Jahre 1066 wahrscheinlich – die Autoren meinen „zweifelsfrei“ (206) – von Odo von Conteville, dem Bischof von Bayeux in der Grafschaft Kent (wahrscheinlich eine der Webereien in der Nähe Canterburys) dem Zweck nach in Auftrag gegeben, Normannen und Engländer zu versöhnen, und zeigt in ihrer 70 m langen Bildkomposition nicht alles, aber vieles oft zweideutig, was die mittelalterliche Welt, dies- und jenseits des Ärmelkanals, also die normannische und angelsächsische, prägte: Vom ordinären, aber dennoch innovativen Kummetsgespann und Rautenpflug bis hin zu architektonischen Details des Königspalastes Eduards. Da der Teppich in seiner Pracht in Bayeux noch gut erhalten ist, haben sich ganze Forschergenerationen mit ihm befasst und ihre oft divergierenden Ergebnisse in mehr als 1.200 Abhandlungen in unzähligen Sprachen, so auch auf Japanisch, veröffentlicht. Doch es schien der Chefkonservatorin des Teppichs von Bayeux nach noch keine Monografie zu geben, die „... das alles, was man zu dem Thema weiß, zusammenführt und

bekannt macht“. Pierre Bouet und François Neveux, beide ausgewiesene Forscher des Textilwerkes, legen den ansprechend, da besonders opulent und übersichtlich ausgestalteten Band mit fast immer hervorragenden, zumeist farbigen Bildreproduktionen unter dem Titel: *Der Teppich von Bayeux. Ein mittelalterliches Meisterwerk* (übersetzt von Heike Rosbach und Hanne Henninger, Darmstadt 2018, Theiss Verlag, 234 S.) vor. Wenn man das prägnante, den Inhalt gut überschauende und wohl strukturierte Verzeichnis am Ende des Werkes endlich entdeckt hat, fällt einem die holistische Dimension des Bildwerkes und damit die Aufgabe der Forscher gleich unschwer ins Auge, eine, die sie bravourös lösten. So deklinieren sie ohne Umschweife Szene für Szene des Bildwerkes die historische Botschaft der Urheber auf den ersten 80 Seiten in einem eingängigen Duktus durch, wozu auch die gute Leistung der Übersetzer beiträgt. Die Autoren umspannen damit eindrucklich die bildhafte Sprach- und Wesenswelt der Stickerei, vom Auftrag des englischen Königs Eduard an, seinem legitimen Thronprätendenten Harold und der Mission desselben, die ihn auf Schiffen in die Normandie zu Wilhelm führt, über seine Festsetzung, den Bruch des Treueschwurs, den Harold dem Normannen gab oder geben musste, bis hin zur daraufhin wohl unabänderlichen Revanche Wilhelms, die zur Schlacht von Hasting 1066 führte und einen Normannen auf den englischen Thron brachte.

Alle Schlachten, so auch der Bretagne-Feldzug, alle Besonderheiten der Schiffe, alle architektonischen Designs, das Alltagsleben, die Krönung, alle beigeordneten Fabeln, alles Bestialische, ja selbst die Machart, die Aufschriften, die Geschichte des Stoffwerkes werden prägnant und übersichtlich besprochen, wie auch das wichtige Detail, das die Stickerei – vielleicht bewusst – nicht behandelt und was als vermeintlicher Grund für die fehlende Vollendung des Teppichs gilt, denn die Krönung Wilhelms zeigt er nicht.

Vom bildhaften Sujet kommen die Autoren dann zu dem zeitgenössischen Schriftgut, so zu der von Ordericus Vitalis über Wilhelm den Eroberer ausführlich in mehreren Bänden berichtenden Lebensgeschichte, die scheinbar Fakten kolportiert, die oft im Widerspruch zur Bebilderung der Stickerei stehen und den Teppich von Bayeux demnach als „eine ganz eigenständige historische Quelle“ ausweisen (92). Was wäre eine Studie über ein derart einzigartiges, dazu noch derart altes und weitumspannendes Werk, wenn sie nicht auch auf die vielen Rätsel dieser besonderen, solitären Quelle eingehen würde? Warum ist der norwegische König Harald der Harte, der von Harold besiegt und getötet wurde, damit aber auch die ganzen englischen Kräfte im Norden der britannischen Insel bündelte und Wilhelm eine exzellente und entscheidende Ausgangsposition zum Übersetzen und zur Entscheidungsschlacht bot, nicht dargestellt? Bouet und Neveux finden ihre eigenen Erklärungen, ohne auf die anderen, ernstzunehmenden zu verzichten. Nach ihnen ist der

Reduktionismus im Bildwerk oft diplomatischer Natur. Andere wichtige Auslassungen sind der dramatischen Komposition des Bildsujets geschuldet. Demnach vermittelt zwar das Werk inhaltlich eine Botschaft, über die man sicherlich – und das tun die Autoren in ihrem Werk – ausgiebig diskutieren kann, jedoch keine explizit reale. So muss man davon ausgehen, dass alles, manchmal anachronistisch Dargestellte – wie in anderen mittelalterlichen Bildwerken auch, so in den Rezensionen über die Kreuzfahrt angedeutet – die Zeit der Entstehung abbildet und nicht die der bildhaft dargestellten. Ein Fakt, der durch die zeitliche Nähe von Herstellung und Dargestelltem hier rein rhetorischer Natur ist, wenn der Teppich nicht Jahrzehnte später datiert, für die es anderen Autoren folgend auch gute Gründe gibt.

Den Schiffahrtshistoriker interessieren natürlich die Fahrzeuge und die Lebenswelt mit und auf ihnen, vom dargestellten Fällen der Bäume hin zu der Breitaxt, die für den Bau der Planken Verwendung findet, bis zu den segeltechnischen Raffinessen, die eigentlich gut gegen die auf Steinen durch Ritzungen abgebildeten Schiffen zu stellen wären und damit vielleicht das schlecht wiedergegebene Foto von Abbildung 3 (149) stimmig ersetzt hätten. Natürlich kann ein solches Buch nicht auf alle Details eingehen, dennoch wären die Autoren oder vielleicht auch die Übersetzer gut beraten gewesen, bestimmte Aussagen und Termini noch einmal zu überprüfen bzw. von fachkundiger Seite lektorieren zu lassen. Ein Blick in das 1984 von F. Renault veröffentlichte Buch *Bateaux de Normandie, de Granville à Honfleur* hätte zu einem tieferen Verständnis der Lebenswelten von Schiffen geführt. Wanten dienen bestimmt nicht dazu, die Segel zu bergen, wie auf Seite 148 dargestellt. Gerade weil die Schiffe einen Kiel besaßen und eben keinen auf Sohle gebauten, wie oft bei slawischen Schiffen belegt, konnten die Normannen trotz hoher Geschwindigkeiten halbwegs ohne Schaden an der Küste von Pevensey anlanden, die dort durchaus auch steinig ist. Dass der Steuermann, der den Autoren zufolge oft der König war, was anhand experimentalarchäologischer Perspektive aufgrund der unabdingbaren Versiertheit in der Funktion zu bezweifeln ist, auch noch bei Sturm das Unterliek über eine Schot fest in der Hand hielt, hätte schon der einfachen Logik nach Zweifel bei den Interpretatoren auslösen müssen und würde vielleicht eher aufzeigen, dass die Urheber in vielen Darstellungswelten sicherlich und sicher zu Hause waren, nicht jedoch unbedingt in der maritimen Expertise verheißenden, was der stilistischen Perspektive des Bildwerkes nach auch nicht unbedingt eine Voraussetzung war. Trotz vieler überraschender Details, die das Bildwerk mit den Schriftquellen gemein hat – angeführt ist die Laterne auf Wilhelms Flaggschiff MORA – wäre manchmal größere Distanz zur Quelle angeraten, genauso wie ein – wohlgemerkt nur in dieser Frage vom Rz. in der Tiefe zu überschauendes – fachlich einschlägiges Lektorat. Ob

man die sperrigen Schilde vorrangig zum Schutz der Besatzung am Dollbord befestigte, kann man so vielleicht als Interpretationsmöglichkeit gelten lassen. Gut wäre gewesen, wenn man darauf verwiesen hätte, dass die Schiffe auch spezifische Lebens- und Organisationswelten spiegeln und bspw. die Schilde bei Lagerung im Schiff unverhältnismäßig Platz beansprucht hätten. Insofern bedarf es auch schon einer Zirkuseinlage, um das Pferd, das sich mit einem Hinterbein bei der Ausschiffung im Dollbord verhakt, unbeschadet aus dem Schiff zu bringen, zu der sich mit großer Sicherheit keiner der Bildautoren verstiegen hätte (113). Ihnen kam es allein auf die Erhöhung der Bilddramatik an, ganz so wie in den bebilderten Berichten der Reise Marco Polos, in denen Elefanten auf koggenartigen Fahrzeugen verschifft werden. Die Bildautoren waren keine Gewährsleute im eigentlichen Sinne und bei der Anlandung in Pevensey vermutlich nicht zugegen. Die damals kurzbeinigen und kleineren Kaltblüter hat man entweder mit der Rah herausgehievt – worüber es mittelalterliche Bildnachrichten gibt – oder man hat sie mit spezieller Stellage herausgeführt. Auch darüber gibt es Bildnachweise. Ein Verweis darauf wäre unabdingbar gewesen. Die immer wieder gern – weil eindrucksvoll – dargestellten Rekonstruktionszeichnungen der Roskilde-Schiffe stammen nicht von Ole Crumlin-Pedersen, sondern von dem versierten dänischen Zeichner Sune Villum-Nielsen. Ob man die Art Rechtskreuz, die wir auch gut besprochen auf hansischen Schiffen im Bildwerk finden, auch als Windfahne deuten kann, mag man genauso bezweifeln wie die Aussage, dass die Schiffe von Oseberg, Gokstad „... in allem mit den auf dem Teppich von Bayeux überein(zu)stimmen.“ (152). Forschungen über diese Grablegungen zeigen eher den Repräsentations- und nicht den Gebrauchswert an und verweisen damit trotz stilistischer Übereinstimmung auf die Formenvielfalt und Spezifik der unterschiedlichen und unterschiedlich eingesetzten Fahrzeugtypen. Doch das sind Spitzfindigkeiten, die wohl auch genau das bezwecken, was die beiden Kenner Bouet und Neveux uns nahe legen wollen, sich nämlich in Faszination kritisch diesem einzigartigen Bildwerk zu nähern. Ihnen ist es bereits mit diesem, bis dato einzigartigen Buch über den Teppich von Bayeux auf besonders eindrucksvolle Weise gelungen. *M.-J. S.*

Die Forschung über die Kogge ist traditionell auf Nordeuropa fokussiert, mithin also auf den Nord- und Ostseeraum gerichtet. Übersehen wird dabei, dass die ersten schriftlichen Nachrichten über die Kogge 1147 und 1163 sogar aus Akko selbst im Konnex mit der Kreuzfahrt schon stehen, wie Jan Bill ausführte, als auch Katrin Thier erst kürzlich zusammenfasste. Insofern sei hier quasi thematisch auf drei Arbeiten verwiesen, die ihren Schwerpunkt auf der Geschichte außerhalb der traditionell in hansischer Forschungsperspektive haben.

Zuerst sei die Arbeit von Daniel Zwick angezeigt, der sich unter dem Titel *Bayonese cogs, Genoese carracks, English dromons and Iberian carvels: Tracing technology transfer in medieval Atlantic shipbuilding* (in: Itsas Memoria. Revista de Estudios Marítimos del País Vasco, 8, Untzi Museoa-Museo Naval, Donostia-San Sebastian 2016, 647–680) mit dem technischen Einfluss dieses Schiffstyps von der Kreuzfahrt über die im Titel verzeichneten bis zur Ausbildung des Kraweels beschäftigt und hierbei besonders die englisch-baskischen Verschränkungen im Übergang von der Schalen- hin zur Skelettbauweise aufbricht. Wir wollen uns hier vor allem auf seine Ausführungen zur Kogge beschränken.

Dicht erzählt verweist er neben den im mediterranen Kontext rezipierten Zitaten der Kogge im Schriftgut auf ihren vermeintlich technischen Einfluss, auf den schon Richard Unger in seiner ökonomischen Betrachtung mittelalterlicher Schifffahrt im Mittelmeerraum aufmerksam machte, der bspw. die große Bedeutung der Koggen für die genuesische Schifffahrt darstellte, ohne aufzuzeigen, wie genau sie beschaffen waren. Hier haben wir nun den dezidierteren Einblick in die technologischen Entwicklungen, ohne ins Kleinteilige zu gehen, denn von materiellen Überresten ist kaum zu sprechen. Ihm gelingt es sehr gut, auf die technischen Zusammenhänge unter Hinzuziehung der spärlich vorhandenen Quellen zu verweisen und aufzuzeigen, welche Verzahnungsmechanismen in Iberia und dem Mittelmeerraum für die technischen Neuerungen sorgten oder eben auch nicht sorgten, mit eben auch einem besonderen Blick auf das Baskenland. Zwick folgt indirekt Villani, der insbesondere die sogenannten bayonnischen Koggen für die Ausbildung mediterraner *Coche* verantwortlich macht. Dabei schlägt er mehrere Brücken. Die wichtigste ist sicherlich die zwischen germanischer und romanischer Sprachwelt und das auch in Bezug auf die Typologisierungsdiskussion, die ja in den letzten Dekaden gar nicht unbedingt Thema von Historikern war, sondern mit Detlev Ellmers einen hervorragenden und die Debatte prägenden, wenn nicht den bestimmenden Archäologen als Vertreter hat. Eine weitere Brücke, die er schlägt, ist sicherlich die zwischen Innovation und Adaption. Vielleicht fehlt hier noch der wichtige (Zwischen-)Schritt der Transformation. Er sieht die Besprechung von Typenmerkmalen der Kogge derzeit in fast totaler Isolation von iberischer und mediterraner Geschichtsschreibung, eine Problematik, die der RZ. ebenfalls in seinem Beitrag *The Ships of the Crusaders. The Exchange of Nautical Principles between the Mediterranean and the Baltic in Medieval Time* im Tagungsband des Internationalen Symposiums für Boot- und Schiffsarchäologie bereits 2009 in Mainz andeutete. In Hinsicht der Kogge wirft er dann auch mehr Fragen auf, als er Antworten finden kann. So verbleibt etwas unklar, ob er mit „brand“, also eine Marke, in der er die bayonnischen Koggen sieht, auch die Herausbildung eines eigenen Typus oder

mit den Worten Rieths, Model versteht (653) und wie es sich mit dem Bau von Koggen für den spezifischen Einsatz in der Kreuzfahrt generell verhält. Der Unterschied von friesischer und skandinavischer Bauweise finden wir ja schon in der Angelsächsischen Chronik, eine Sammlung von Annalen ab dem 9. Jh. Im Gegensatz zu flämischen Koggen bezieht sich hier die topografische Zuweisung ja nur auf die langjährige englische Exklave Bayonne. Die besondere Größe von Kreuzfahrerkoggen problematisiert schon Heinrich von Livland und insofern ja, die Kreuzfahrten können einen wesentlichen Impuls für die Ausprägung von Koggen zu seegehenden Schiffen geliefert haben, zumal schon L.C.G. Laughton 1960 aus dem Studium schriftlicher Quellen erkennt, dass man unter dem Begriff cog in England im 13. Jh. bereits „capital ships“ mit Zuladungen von 150 Last versteht (s. a. Hanselexikon).

Einen Einfluss auf den mediterranen Schiffbau hatten sie nach Zwick zu diesem frühen Zeitpunkt allerdings noch nicht, eine Aussage, die mir vor dem Hintergrund der verfügbaren Quellen und der Logik doch etwas verfrüht erscheint. Es ist nicht einzusehen, dass hunderte Schiffe, die während der Kreuzfahrt aufbrachen, keinerlei Einfluss ausgeübt haben sollen. Hier hätte man sich noch einen differenzierteren Blick, insbesondere hinsichtlich der Quantitäten früher nordeuropäischer Kreuzfahrten ins Heilige Land bis zur 5. gewünscht, über die nicht nur Adam von Bremen, sondern auch einige friesische Chroniken berichten und worüber Kurth in seiner Dissertation von 1908 dezidiert ausführt, sogar Frauen waren zu einem derart frühen Zeitpunkt der Kreuzfahrt schon mit an Bord. Insbesondere weil Zwick quasi als Ausgangsthese die Schiffsarchäologie, trotz aller Kritik an dem Fach, in eine neue, zweite Phase eintreten sieht, die es gleichberechtigt und selbstbeständig neben die Schriftforschung stellt, hätte man sich gefreut, neben den technischen, mikrokosmischen Detailstudien tatsächlich von einem Paradigmenwechsel hin zu einer Sozialgeschichte der Kogge anhand seines mediterranen Exkurses zu lesen, steht die Kreuzfahrt doch in dem Zusammenhang einer fast 4.000 Seemeilen umfassenden Konvoyfahrt, also eines der größten maritimen Abenteuer, einer der größten „take offs“ früher Schifffahrt mit scheinbar hunderten von Schiffen nordeuropäischer Bauart, die finanziert, instandgehalten und dazu noch ihren Ausgangshafen nach der Expedition wieder erreichen wollten. Oder wurden sie im Mittelmeerraum dann verkauft und ist damit eine andere Art der technologisch bedingten Akkulturation zu verzeichnen? Der Blick auf die von Favreau-Lille, aber auch im Beitrag des Rz. erwähnten Arsenalen in Akko, aber auch auf die in Tyros und Tripolis, ja den Schiffbau in den Kreuzfahrerstaaten Anitiochia, Tyros und Jerusalem zuzeiten von Balduin III. (1143–63) allgemein, hätte ihm noch einmal eine neue Perspektive früher Koggen im Mittelmeerraum eröffnet. Diese Arsenalen haben sicherlich nicht nur Galeeren und Pryors Rundschiffe,

sondern auch Koggen repariert. Selbst vom Bau ganzer Schiffe ist die Rede, ohne zu wissen, welcher Art sie sind. Ein derartiger Zugang hätte noch einmal Raum für die Darstellung grundlegender sozialer Bedingungsmechanismen von Innovation, Transformation und Adaption im Schiffbau speziell und technischem Austausch allgemein geboten, da zumindest den vielen ad hoc Ritzzeichnungen auf Zypern, Mallorca und Griechenland nach, die Kogge nach Stralsunder Vorbild einen wesentlichen, zumindest piktoralen Eindruck im Mittelmeerraum hinterlassen hat und eben nicht die bayonischen Koggen mit Rundstegen. Hier hätten auch noch einmal die von Ulrich Alertz im Logbuch publizierten Beiträge Anregung geboten, erscheint doch eine Kogge auch vom Materialeinsatz in den Kreuzfahrerstädten leichter zu bauen als eine *Tarida* oder *Nave*. Davon unbenommen, auch von den hier aus Platzgründen nicht besprochenen Berichterstattungen über Dromonen, Karacken und frühen Kraweels ist Daniel Zwick ein wirklich instruktiver, entwicklungshistorischer Überblick auf diese kaum beachtete frühe Verschränkung in der europäischen Schifffahrt gelungen.

M.-J. S.

Auf ein wesentliches Bauteil koggentypischer Konstruktion verweist der für seine analytische Tiefenschärfe bekannte englische Schifffahrtshistoriker Richard Barker. Er spannt in dem Abschlussband des ForSeaDiscovery Projekts unter dem Titel *Curiosities in Iberian shipbuilding, and the confused cog* (in: *Arvores, Barcos e Homens na Peninsula Iberica (Seculos XVI–XVIII)*, hg. von Rosa Varela Gomes und Koldo Trápaga Monchet, Zaragoza 2017, 165–181) einen Bogen von holzspezifischen Charakteristika im Schiffbau, um dann im Besonderen auf den Einfluss nordeuropäischer Schiffbautechniken im Mittelalter und Früher Neuzeit auf der Iberischen Halbinsel zu verweisen, auch anhand etymologischer Analogien. Richard Barker war schon immer gut, noch einmal hinter jedes schon scheinbar aufgestoßene Türchen verborgener Erkenntnisse zu blicken, die über Zeiten zu Axiomen mutierten. Er selbst sieht es so: „Firstly, never take anything on trust, even in supposedly refereed international series.“ (178) So setzt er sich mit seinen hervorragenden Kenntnissen früher portugiesischer Schiffbauschriften mit dem Nutzen von Schiffbauholz, resp. Korkeiche, genauso auseinander wie mit dem Ladungsvermögen von Schiffen, um dann auf den wichtigen Unterschied bspw. von *tonneladas* und Tonnen und damit auf den von portugiesischen und englischen Ladungsmaßen zu verweisen. Auf der Grundlage von Rackhams Forschungen, allerdings, die aus den 1970er Jahren und nicht die in Fragen von Schiffbauholz unwesentlich veränderte Monografie von 2008 zu Waldgebieten, die er kritisch, besonders hinsichtlich der Quantitäten für Mehrdecker behandelt, kommt er nun auf die Schiffstypen zu sprechen, die insbesondere das hansische Schifffahrtswesen bestimmten: die Kogge und die mysteriöse

Hulk. Er erzählt hier aber mehr aus der Perspektive des iberischen Schiffbaus und verweist auf die unterschiedlichen Schreib- und Bauweisen. Mit der Abbildung des Andaluz Relief auf einem Lissaboner Brunnen führt er uns für diese spätere Zeit die auf Iberia selten vorkommende Klinkerbauweise noch mit Seitenruder vor. Auch wenn er die Kogge die Hulk ersetzen lässt, eine Entwicklung, die wir in Nordeuropa vice versa besprechen, verweist er mit der Aveiro A auf einen Schiffsfund, der sehr der Bauweise entspricht, wie sie sich in dem Bremer Typ koggenartiger Fahrzeuge darstellt. Auffällig ist hier besonders der erhaltene Achterbereich. Er kommt über die Behandlung technisch-praktischer Gesichtspunkte schiffahrtstechnologischer Entwicklung besonders bei seegehenden Schiffen und damit auch auf die kritische Bewertung der Abbildungen solcher Fahrzeuge, bspw. bei Oliveira, auf wichtige, sonst übersehene Details: Bei einem gebogenen Achtersteven gab es nun einmal nur die Möglichkeit zweier Ruderdauben. Im besonderen Fokus steht ein scheinbar ebenso oft als wenig aussagekräftig bewertetes, für ihn aber signifikantes Detail: Die Verbindung von Kiel – in vielen Fällen nur ein Sohlenkiel – mit dem Steven, die bei Koggen durch ein spezielles ausgeformtes, sogenanntes Binnenvor- oder achternstevknien realisiert war. In Verweis auf den Wrackfund Aveiro A und Contarini I macht er auf die oft zu bemerkende Verbindung von geraden Achtersteven und Heckruder einerseits, und rundem Heck mit Seitenruder andererseits aufmerksam. Dieses Knie, auf englisch Hook, dient ihm als Ausgangspunkt seiner weiteren Untersuchungen, denn gerader Achtersteven und Heckruder müssen nicht immer zusammengehen, wie er beispielhaft, auf den Schiffbau noch des 18. Jh.s verweisend, deutlich macht. Was verbindet nun Iberia und die nordeuropäische Bauweise der Koggen? Barker sieht sie in der Adaption der Konstruktion der *couce*, die wir auch aus dem historischen Lavanha Manuskript von 1590 kennen. Diese Adaption, auf die Verbindung von Steven und Kiel ausgerichtet, könnte nach ihm nicht nur durch die Kreuzfahrt als Anleihen der Kogge auf den iberischen Schiffbau eingewirkt haben. Das Aveiro A-Wrack aus der Mitte des 15. Jh.s bietet den materiellen Hintergrund seiner Beweisführung. Dass manchmal Schiffe untergehen, weil sie eben nicht den allgemeinen Stand der Schiffbaukunst ihrer Zeit spiegeln, sondern die Fehler derselben, macht er auch beispielhaft, so am Grand Congloué-Wrack. Und natürlich liegen diese auch oft am Ausgangsmaterial, also dem Schiffbauholz begründet. Genau untersucht er nun die eher der jütländischen Originalität zugerechneten frühen „Koggen“ von Kollerup (1150) und Kolding (1188). Schon 1999 hatte Volker Westphal die Alternative eines Heckruders bei der Kollerup Kogge besprochen, auf die Barker zwar nicht eingeht, eine Hypothese, die aber auch durch seine Beobachtungen neue Nahrung erhält. Weiter gibt er den Archäologen eine Lehrstunde in Fragen Kalfaterung, indem er nicht nur Probleme bei der

Terminologie erkennt, denn im Englischen scheidet man *luting* von *caulking*, wobei nur Letzteres durch Kraftanstrengung eingebracht wird, sondern auch ihre Spezifik in Hinsicht der Dichtigkeit der Koggen, als eigenes schiffbauliches Merkmal. Zum Schluss verweist er in seinem aufschlussreichen Beitrag auf die Frage der ersten Spiegelhecks und weitere Missinterpretationen, indem er auch die Rekonstruktion bspw. des Newport Schiffes mit Achterspiegel hinterfragt. Es ist gut, Forscher wie Richard Barker zu haben, die noch einmal die archäologischen Interpretationen, aber auch die der allgemeinen Schiffahrtsgeschichte hinterfragen, bevor sie zu Axiomen werden. *M.-J. S.*

Insbesondere auf die navigatorischen Herausforderungen, denen sich auch und insbesondere die nordeuropäischen Kreuzfahrer in Richtung Akkon stellen mussten, macht Dan Mirkin in seiner dissertanten Altersarbeit *Sailing to the Holy Land. Crusader Ships, Seamanship, Logistics and Landing Operations* (BAR International Series 2904, Oxford 2018, BAR Publishing, 95 S.) mit einem Beitrag von Hans Günter Martin über hydroakustische Arbeiten vor Apollonia-Arsuf aufmerksam. Er verweist zuerst auf die Typen der Schiffe, die in der 3. und 4. Kreuzfahrt eingesetzt worden sind, um dann auf Probleme der Bildinterpretation zu kommen, insbesondere, wenn es um die Darstellung des Rigs von Kreuzfahrern geht. Er vermittelt darüberhinaus eine Vorstellung von der Seemannschaft auf den Schiffen, genauso wie von den Anlandungen und den frequentierten Häfen, im Prinzip eigentlich nur zwei wirkliche, Akkon und Jaffa-Arsuf, bevor er in einer Art Exkurs anhand seiner nautischen Erfahrungen als langjähriger Segler auf die 3-tägige Passage von Richard Löwenherz und zwar, die von Akkon nach Jaffa vom 28. Juli abends bis zur Nacht des 31. Juli 1192 genauer eingeht, eine Seestrecke von ca. 50 sm, die er selbst nachsegelte und für die man bei einem Anlieger nicht länger als 10 Stunden bräuchte. Um bei dieser Versuchsfahrt kurz zu verbleiben, erscheint mir vor dem Hintergrund der Segeltest mit der HANSEKOGGE aus Kiel Durchschnittsgeschwindigkeiten von 5 sm/h – mit denen übrigens auch Whitwrigthe in seinen Forschungen rechnet, etwas zu hoch angesetzt, zumal Mirkin selbst erkennt, dass der Wind „always shift“ (21). Auch wenn, wie er voraussetzt, die Passage nur mit Galeeren unternommen wurde, erscheint mir das grundsätzliche, nur durch Nachsegeln erhobene Ergebnis weniger relevant, als es uns der Autor glauben lässt, insbesondere wenn er eine Tauchtiefe der Fahrzeuge von „circa 76 cm“ anführt und man davon ausgeht, dass die Galeeren keine großartigen Am-Wind-Segler waren, machen Vergleichswerte mit modernen Segeljachten keinen rechten Sinn und geben nur eine grobe Vorstellung. Interessanterweise ergeben sich auch aus den Berechnungen, die durch Adam von Bremen in seiner Hamburger Kirchengeschichte auf uns gekommen sind, ähnliche Geschwindigkeiten. Hier hätte uns Dan Mirkin

noch einmal eine konkretere Vorstellung zu der Verschiedenartigkeit der eingesetzten Schiffe, auch und insbesondere anhand der Studien, die Ulrich Alertz zur Nave und Tarida auf der Grundlage der Kanzleiakten des Karl von Anjou aus dem Jahre 1274 anstellte, geben können und müssen. Die Probleme, denen sich Kreuzfahrer durch die komplizierte naturlandschaftliche Lage stellen mussten, beschließen die Arbeit. Im Prinzip gab es ja nur den kleinen Hafen von Akkon und das insbesondere als Hafen von Jerusalem erwähnte Jaffa, der Rest waren eher Landungsplätze. Gerade der letzte Teil der Arbeit gibt einen Eindruck, wie sensibel die Kreuzfahrer die veränderten Wind- und Strömungsverhältnisse beobachten mussten, da ja selbst in Akkon und Jaffa nur ein verschwindend geringer Teil der wahrscheinlich in Konvoy segelnden Schiffe, die schon 1147 vor Lissabon mit 164 Einheiten angegeben werden, wirklich in den Häfen Unterschlupf vor Witterungsunbilden finden konnten. Eine genauere Vorstellung hätte hier auch die Auseinandersetzung mit den Berichten von Marino Sanudo, resp. die illustrierte Fassung des Berichtes, den Petrus Vesconte 1321 erstellte, über die topografische Lage und die daraus ableitbaren Möglichkeiten der Nutzung des Hafens eröffnet, mithin die Fragestellung, inwieweit darin größere Schiffseinheiten verkehrten. Diese Quellen nutzte ja auch Jonathan Riley-Smith in seinem Atlas von 1992, der einem damit eine gute Vorstellung verschafft, mit der man sich in extenso hätte auseinandersetzen müssen.

Gerade für Akkon gibt es, insbesondere nach Ausgrabung der Keller, die das Studium der Infrastruktur auch des Hafens neu belebten, verschiedene Theorien, wo er sich befand, wie groß er war und wie man ihn sandfrei hielt. Mirkin widmet diesem den größten Teil seiner Überlegungen und vergleicht interessante Schriftquellen mit archäologischen Hinterlassenschaften und frühen Luftaufnahmen der Deutschen im Jahre 1918 und der RAF zu einem späteren Zeitpunkt, wann, ist nicht ersichtlich. Ein wenig schwer fällt es in seinen Zeichnungen, die entsprechenden Überlegungen seiner Quellenrecherchen nachzuvollziehen. So steht die Größe derselben, insbesondere Abbildung 39, die das zusammenführen soll, was der Text nicht konfiguriert und konturiert, einer wirklichen Vorstellung entgegen. Die Darstellungsart und -größe hilft auch dem Verständnis seiner originären Überlegungen der Passage von Akkon nach Jaffa nicht wirklich. Eine Übersichtskarte von Palästina mit den Landungsmöglichkeiten hätten darüber hinaus ein tiefgehendes Verständnis der nautischen Herausforderungen grundsätzlich befördert. Man nimmt aber trotzdem mit, dass die Kreuzfahrer in ihrem einzigen wirklichen Hafen an palästinensischer Küste ihre Schiffe im 13. Jh. verankerten und mit Leichtern operierten und wahrscheinlich auch selbst ihre speziellen, flachgehenden Pferdetransporter nicht an die Pier verholten, um sie zu entladen. In Hinsicht der Landungsbedingungen in Appolonia oder Arsuf, wie es die

Kreuzfahrer nannten, macht sich Mirkin und sein Team dabei selbst auf die unterwasserarchäologische Suche nach den Überresten des Hafens. Er beschreibt – vielleicht etwas zu genau im Verhältnis zur Interpretation seiner Ergebnisse und daher mit wenig Mehrgewinn für den Leser – die Planung und den Fortgang der Arbeiten, um auch hier zu klären, ob der Hafen nur ein Bassin zum Vermooren kleinerer Schiffe war oder das Einlaufen bspw. auch von flachgehenden Koggen erlaubte. Vieles deutet daraufhin, so C 14 datierte Holzreste, aber auch Stelen, die unter Wasser gefunden wurden, dass auch Arsuf von Schiffen besucht wurde und damit bedeutender war, als sich das aus den spärlich aus dem Landschaftsbild abzeichnenden Anomalien derzeit ergibt. Die Keramikreste korrelieren bspw. gut mit den mittelalterlichen in Akkon entdeckten. Einerseits zeigt sich Mirkin skeptischer, als es Eva Grossmann in ihrer Dissertation zur Bedeutung des Hafens tat, die in ihrer Animation gleich ein Schiff in dem Hafen „festmachte“, andererseits erkennt man in den von Mirkin prospektierten Hafenanlagen eine Versiertheit, die gegen eine ausschließlich volkstümliche Nutzung mit kleineren Booten für die Subsistenz der Burg in der Vergangenheit spricht. Diese Überlegung steht der Präferenz entgegen, die Mirkin generell in dem auch von Ellmers sehr genau beschriebenen „Schiffsländesystem“, allerdings für den hansischen Kontext, für die Kreuzzugsschiffahrt vermutet, in dem er besonders die Entladungsszenarien anhand der gegen den Strand gewendeten Vorderschiffsöffnungen erkennt. Dieser Ansicht sollten wir nicht vorschnell folgen, denn vielleicht haben wir die frühe Logistik der Kreuzfahrer dann doch noch nicht richtig verstanden und vielleicht wurden die Schiffe doch sukzessive bis auf eine entsprechende Tiefgangsmarke geleichtert und dann nach und nach in den Hafen verholt und weiter entladen, ganz so wie wir es in den versandeten und teilweise verlandeten Flussmündungshäfen an der Nord- und Ostseeküste festmachen. Gerade der von ihm erwähnte Caffaro di Rustico, als Kommandeur der Seeexpedition nach Minorca 1146, betont, dass die Flotten manchmal Monate außerhalb der Häfen warteten, aber dass das auch die Ursache einer großen Angst vor Verlust der Schiffe war. Sie waren dann nicht nur Witterungsunbilden schutzlos gen Legerwall ausgeliefert, sondern auch vor plötzlichen Überfällen nicht gesichert, vor denen Häfen durch Sicherungsmaßnahmen einen besonderen Schutz boten. Ob man Vorrichtungen schuf, um Galeeren wie zur Antike auf den Strand zu ziehen, wäre auch eine Überlegung wert. Von beiden nimmt man in seiner Arbeit nicht Notiz, auch spart Dan Mirkin in diesem Zusammenhang die Frage der Instandhaltung der monatelang eingesetzten Fahrzeuge völlig aus, die ja nicht nur durch den Teredo Navalis in ihrer Seetüchtigkeit bedroht waren. Wie schon in der Kritik zu Daniel Zwicks Beitrag hätte ein Blick in die Habilitation von Favreau-Lille, aber auch die des Rz. deutlich gemacht, dass das Arsenal in Akko,

das nach dem Plan von Marino Sanudo im vorderen Teil der Stadt lag, nicht nur Schiffe reparierte, sondern auch baute und damit wahrscheinlich auch größere Schiffe in den Hafen einlaufen mussten. Arsenalen existierten schon zu Lusignans Zeiten in Tyros und Tripolis. Grundsätzlich hat man von dieser fast 200 Jahre dauernden und wenn man die Pilgerfahrten von Italien aus mit einbezieht, noch weitere Jahrhunderte umfassenden maritimen Glanzleistung, bislang kaum etwas entdeckt. Ein Schiff ist in der sachkulturellen Auseinandersetzung bis dato nicht in Erscheinung getreten, und hier sind wir auch bei der grundsätzlichen, aber auch faszinierenden Problemstellung dieser spannenden Zeit, die eben genau das umfasst, was Mirkin titulierte: Schiffbau, Seemannschaft, Logistik, Landungsoperationen. Man kann dieses holistische Konzept noch erweitern auf Instandhaltung der Schiffe, Leben und Verpflegung an Bord, Akkulturation etc. Und hier sind wir dann auch bei den Problemen der Zeit und damit auch der Arbeit. Die Vielzahl der Abbildungen bezieht sich oft auf Zeiten, die hunderte Jahre zurückliegen und damit ihren Authentizitätsgrad oft eingebüßt haben. Auf neuerdings entdeckte ad hoc Darstellungen wie die auf Zypern, Mallorca und Griechenland entdeckten Stein- und Holzritzzeichnungen, die als Momentaufnahmen dicht an der Zeit sind, geht der Autor nicht ein. Dann bleibt nur das Schriftgut, welches bspw. in Bezug auf Ambroise als wahrscheinlicher Zeitzeuge der Kreuzfahrt von Richard Löwenherz zwar Erstaunliches zu Tage fördert, aber dann auch nur einen kurzen Ausschnitt darstellt. Und hier sind wir noch einmal bei den Koggen, auf die Mirkin in seinen 95 Seiten im Prinzip nicht vielmehr als in einem Satz eingeht, denn die Kreuzfahrt symbolisiert aus meiner Sicht eine der größten Unternehmungen mittelalterlicher Seefahrt: die nach Adam von Bremen, wie bei der Rezension von Zwick, fast 4.000 Seemeilen umspannende Seereise, bspw. von Ribe nach Akkon, und das nicht nur mit einem Schiff. Das die nach hunderten gezählten und friesischen Chroniken folgenden keine Einzelfälle sind, lassen an der Aussage von Mirkin: „Many“medieval illuminations support the theory that the crusaders mostly used lateen rigged ships (17) zumindest Zweifel in der Generalisierung der Quellen aufkommen, zumal alle Kreuzfahrtspezialisten in ihren Untersuchungen von Pryor über Dotson ihre Untersuchungen verstärkt auch nur auf den Mittelmeerraum fokussierten. Die wirklich spannende Frage ist aber eben die nach Akkulturation von Nord nach Süd und vice versa und eben die aus den nordeuropäischen Bereich in Richtung Mittelmeerraum unternommene Seefahrt, die in hansischer Zeit mit der *Venetischen Seilschiffahrt* ihre Fortführung erfährt. Und wenn wir dann wieder auf die eingangs erwähnten Ritzzeichnungen zu sprechen kommen und einen Bogen zum hunderte Jahre später datierenden Mataro Modell schlagen, dann dürften die einmastigen, mit Rahsegel und geraden Vor- und Achtersteven versehenen Fahrzeuge der Ritzzeichnungen, also ganz so, wie sie in der Dammer Zollrolle taxiert werden und

dem prinzipiellen Erscheinungsbild der Stralsunder Siegelbildes folgen, nicht nur eine Episode mittelmeerischer Schifffahrt sein und mehr bedeuten als sie Zwick und auch Mirkin ihnen in ihren Untersuchungen zukommen lassen. Da ist also für die fast 250 Jahre umfassende Kreuzfahrt nach Akkon kein Platz, und der bruchstückhaften Quellenlage und dem Stand der Untersuchungen nach, besser noch kein Platz für Verallgemeinerungen. Eine derart lange Zeit schifffahrtsgeschichtlich auf 95 Seiten abzuhandeln, ist fast unmöglich, insofern führt der Titel von Mirkins Arbeit zu weit, und man hätte die Themenausrichtung eher eingrenzen müssen. In jedem Falle wäre es interessant zu lesen, wie der Autor mit seinen nautischen Erfahrungen die nordeuropäischen Unternehmungen bewertet hätte. Alle drei Beiträge zu dieser Frage noch einmal repetierend und sich die Aussagen von Heinrich von Livland und L.G.C. Laughton von 1960 in Erinnerung rufend, dass die Fahrzeuge der Kreuzfahrer und die Koggen Englands im 13. Jh. besonders groß waren, bleibt also noch genug Material übrig, die Entwicklung der Kogge auch einmal in Bezug zum Mittelmeerraum nicht nur neu, sondern grundlegend zu überdenken. *M.-J. S.*

Wenn man sich über Schiffswracks kompakt informieren will, so sei man auf die Konferenzbände des seit 1971 abgehaltenen Symposiums für Boots- und Schiffsarchäologie verwiesen. Die in der Vergangenheit mehr auf den europäischen Kontext ausgerichtete Veranstaltung öffnet sich sukzessive dem Weltgeschehen auf diesem Gebiet und spiegelt als eine der renommiertesten Veranstaltungen auch die Forschungsgeschichte des Faches wieder. Ein einheitliches Vorgehen bei der Edition dieser Bände kann man nicht erwarten, da das wechselnde Organisationskomitee in der Regel den Veranstaltern die Art der Veröffentlichung überlässt. So publizieren manche auch die Poster als eigene Beiträge wie in dem hier angezeigten Band. Diese Eigenverantwortung mag auch der Grund dafür sein, dass der Leser fast fünf Jahre auf die Veröffentlichung des 2012 in Amsterdam abgehaltenen Symposiums warten musste. Im Band *Ships and Maritime Landscapes. Proceedings of the Thirteenth International Symposium on Boat and Ship Archaeology, Amsterdam 2012*, hg. von Jerzy Gawronski, André van Holk und Joost Schokkenbroek (Eelde 2017, Barkhuis Publishers, 525 S.), sind in 88 Beiträgen, die in acht Themenbereiche unterteilt sind, nicht nur all die Neuentdeckungen der Jahre zwischen der Veranstaltung in Istanbul 2009 und der hier angezeigten enthalten, sondern auch die das Fach umspannenden Themen und Teildisziplinen. Mit der Dendrochronologie und Photogrammetrie werden dabei inzwischen auch viele hochtechnische und naturwissenschaftliche Assistentenbereiche der Schiffsarchäologie besprochen. Damit zeigt die Veranstaltung auf einzigartige Weise auch den Entwicklungsstand des noch jungen Faches an. Insbesondere wollte sich die hier konkret behandelte dem Verhältnis von Schiffen und Land-

schaft widmen, eine Ausrichtung, die sich aus dem Tagungsband nicht wirklich ergibt. Allgemein suggerieren die Tagungsthemen aller Veranstaltungen eine Themenausrichtung, die die Veranstaltungen, nachgeordnet natürlich auch die Tagungsbände, selten spiegeln. In der Regel geht es um die Präsentation von Neufunden, zumeist flankiert von Beiträgen zu ethnologischen Themen des Schiffbaus. Manchmal fällt einem daher die Zuordnung zu bestimmten Themenbereichen in der Konferenz und dann auch im Band schwer. So fragt man sich, warum der auch für die hansische Schiffbauentwicklung im 15. Jh. so bedeutende Wrackfund von Newport (s. Hansische Umschau 2016, 354) und seine Modellierung nun gerade im ersten Teilbereich *Maritime Landscapes*, in dem sich schon 27 Beiträge finden und nicht im schwach aufgestellten Bereich *Design* oder im Bereich *Rekonstruktion*, in welchem jeweils nur fünf Beiträge versammelt sind, verortet wurde. Einige andere Beispiele kann man weiter anführen. Für den am hansischen Schiffbau Interessierten ist sicherlich der Beitrag von Wouter Waldus mit der Darstellung eines cog-like cargo Schiffes aus der IJssel in der Nähe Kampen (519–525), aber auch der des in den Bremer Archäologischen Blättern von Daniel Zwick bereits auf Deutsch publizierten interessanten Wrackfundes mit skandinavischen Bauelementen von Bremen Ende des 15., Anfang des 16. Jh.s datierend von Interesse.

Wenn hier von Beiträgen die Rede ist, so stimmt das allerdings nicht ganz. Mit manchmal nur drei Seiten handelt es sich in diesem Band eher um Annotationen, und da sind wir auch beim Hauptkritikpunkt. Eben gerade, weil das Symposium Forschungsstand und damit auch Entwicklungsstand markiert, somit mithin Forschungsgeschichte schreibt und zusammenführt und bis dato als ein exzellentes Kompendium schiffsarchäologischer Projekte gelten kann, kann man auf drei Seiten und oftmals nur einer Abbildung kaum ins Detail gehen, und darauf kam es den Themen nach vielen Beitragenden eigentlich an. Im deskriptiv-analytischen Bereich, also rein auf die Vorstellung von Wracks bezogen, trägt der Duktus die dicht gedrängten Informationen, im kontextualisierenden, vergleichenden Bereich wird einem das Credo mancher Arbeiten kaum verständlich und einsichtig. Manchmal bleibt da nur Raum für Statements und für Allgemeinplätze, wie bspw. in dem Beitrag von Creesnan über Schiffbauholz ersichtlich. Wenn da besonders hinsichtlich scheinbar immer knapper werdender Ressourcen und mit Blick auf die Marseille Proceedings auch wenig Grund zur Hoffnung besteht: In der Kürze liegt nicht immer die Würze! *M.-J. S.*

Hinweis zu HGBll 136, 2018, S. 216:

In diesem Kapitel wurde die Rezension Louis Sicking, *Licht op het oudste scheepsmodel. Interdisciplinair onderzoek naar een raadselachtig museumstuk* (Zwolle 2017, Wbooks, 119 S.) nicht von Jeroen F. Benders verfasst, sondern von Jerem van Duijl.

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Dieter-J. Mehlhorn, *Architektur in Schleswig-Holstein. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Kiel/Hamburg 2016, Wachholtz Verlag/Murmann Publishers, 406 S., zahlr. Abb.). – Der Architekturführer erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und ist nicht als Inventar der Baudenkmäler in Schleswig-Holstein angelegt. Der Autor weist einleitend darauf hin, dass es sich bei den vorgestellten Bauten um seine subjektive Auswahl handelt. Der zeitliche Rahmen ist weit gespannt: Er reicht von einigen Beispielen archäologischer Stätten bis zur aktuellen Architektur des 20. und 21. Jh.s. Räumlich bezieht sich das Buch auf Schleswig-Holstein in den Grenzen des heutigen Bundeslandes. Dadurch fehlen allerdings einige Orte (Altona und die Elbvororte, Städte und Dörfer im heute dänischen Nordschleswig). Die Bauten – Kirchen, Guts- und Herrenhäuser, Bauernhäuser, städtische Wohnhäuser, öffentliche Gebäude – sind als Katalog nach Orten alphabetisch geordnet. In lexikalischen Einträgen werden die wichtigsten Fakten genannt, das Literaturverzeichnis im Anhang verweist auf die benutzte Literatur. Jedes Gebäude ist mit einem Foto abgebildet, z. T. aber nur im Detail, sodass die Baubeschreibungen nicht immer auch anhand der Abbildungen nachvollziehbar sind. Einführende Erläuterungen im Textteil zu klimatischen Einflüssen auf die Architektur, Materialien, Bautypen und Stil bleiben als Überblicksdarstellungen naturgemäß etwas allgemein. Der Architekturführer eignet sich als informativer Reiseführer und bietet als Nachschlagewerk einen ersten Überblick zur Architektur des Landes. *Kerstin Petermann*

Oliver Auge, Katja Hillebrand, *Klöster in Schleswig-Holstein. Von den Anfängen bis zur Reformation* (Kiel/Hamburg 2017, Wachholtz Verlag/Murmann Publishers, 136 S., zahlr. Farbabb.). – Das wissenschaftliche Interesse an Klöstern hat Konjunktur. Mit den ehrgeizigen Projekten zur flächendeckenden Erstellung umfangreicher Klosterbücher entstehen durch die Zuarbeit von zahlreichen Autoren wissenschaftliche Grundlagenwerke. Ein solches wird seit 2007 unter Federführung der Abteilung für Regionalgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel auch für Schleswig-Holstein vorbereitet. Beteiligt sind nach eigenen Angaben „über 60 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Disziplinen Archäologie, Geschichtswissenschaft, Kirchen- und Kunstgeschichte, Musik- und Sprachwissenschaft“ (7). Noch vor Abschluss des Projektes, der für Herbst 2019 geplant ist, ermöglichen die verantwortlichen Herausgeber mit dem vorliegenden Band einen Einblick in ihre Arbeit. Ziel, so ist im Vorwort zu lesen, sei ein Reisebegleiter zum sakralen Kulturerbe, ein knapper, aber reich illustrierter Gesamtüberblick über

die Klöster im Bundesland Schleswig-Holstein inklusive Hamburgs und des heute in Dänemark liegenden Lügumklosters. Die Bestandsaufnahme ergibt für das Jahr 1500 37 Klöster, vier Domkapitel, zwei Kollegiatstifte und sieben Beginenniederlassungen.

Einleitende Beiträge nehmen die Gesamtheit der Klöster in den Blick: Hier werden historiografische Einblicke gewährt, ein chronologischer Abriss der Klostergeschichte bis zum Ende des Mittelalters erstellt sowie die Klosterarchitektur und -ausstattung vorgestellt. Abschließend behandeln die nächsten Abschnitte Reformbemühungen und die Reformation sowie einen Ausblick auf die nachreformatorische Zeit. Stärker an den praktischen Bedürfnissen von Reisenden orientiert, ist der letzte Abschnitt des Buches, der die Geschichte von 20 Klöstern und Stiften in wenigen Stichworten charakterisiert, auf Sehenswertes hinweist und Adressen sowie Öffnungszeiten aufführt.

Hinweise auf die enge Verzahnung zwischen sakraler und profaner Welt im Mittelalter finden sich in den Ausführungen kaum, so bleibt es dem an hansischen Themen interessierten Leser überlassen, diese aufzuspüren. Der Versuch, die Erkenntnisse aus der langjährigen wissenschaftlichen Grundlagenarbeit breitenwirksam zu vermitteln, ist jedenfalls sehr zu begrüßen. *Anja Rasche*

Berit Wagner, *Bilder ohne Auftraggeber. Der deutsche Kunsthandel im 15. und frühen 16. Jahrhundert. Mit Überlegungen zum Kulturtransfer* (Petersberg 2014, Michael Imhof Verlag, 352 S., 336 Abb.). – Nicht zuletzt durch die zunehmende Institutionalisierung der kunsthistorischen Sammlungs- und Provenienzforschung ist das Verhältnis von Kunstmarkt und Bildproduktion in der letzten Zeit verstärkt in den Blick der Forschung geraten und lässt gerade auch eine Neubefragung vormoderner Praktiken im Spannungsfeld von Wirtschafts-, Kunst- und Kulturgeschichte lohnenswert erscheinen. In der auf ihrer Berner Dissertation beruhenden Studie gelingt es Berit Wagner, gestützt auf eine beeindruckende Fülle von Quellenzeugnissen, Strategien der Bildherstellung und -vermarktung im deutschen Kunstmarkt des 15. und 16. Jh.s freizulegen und erstmals das „Kommerzbild“ oder „Marktbild“ als genuin eigenständiges Phänomen zwischen Angebot und Nachfrage zu erfassen.

In Ergänzung zur bisherigen Forschung, welche meist vor allem den Beziehungsgeflechten zwischen Stiftern, Auftraggebern und Künstlern nachgegangen ist, zeichnet Wagner in der Einleitung (I) mit der Aufsplittung von Auftraggeberschaft und Bildbesitz einen zentralen Moment in der Entwicklung der spätmittelalterlichen Praktiken im Umgang mit Bildern nach. Während für den niederländischen und italienischen Kunstmarkt sowie für einzelne Orte (vgl. Friedrich Bruns, *Zur Lübischen Kunstgeschichte. 1. Überseeische Ausfuhr lübischer Kunsterzeugnisse am Ende des 15. Jahrhunderts*, in: *Mitteilungen*

des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, 9, 1899/1900, 139–142; Michael North, *The Long Way of Professionalisation in the Early Modern German Art Trade*, in: *Economia e arte. Secc. XIII–XVIII*, hg. von Simonetta Cavaciocchi, Florenz 2002, 459–471) richtungsweisende Studien und Materialerschließungen vorliegen, führt die Autorin erstmalig Realien und umfangreiche Quellenbestände wie Zunfturkunden und Rechnungsbücher für den gesamten deutschsprachigen Raum zusammen. Mit Blick auf Orte wie Ulm, Regensburg, Augsburg, Frankfurt, Leipzig, Köln und Lübeck und auf Wallfahrtsstätten werden in der Arbeit Situationen, Akteure (vgl. Hans Huth, *Künstler und Werkstatt der Spätgotik, Augsburg 1923*) und Konsumenten und nicht zuletzt bildästhetische Auswirkungen des frühen Kunsthandels der „Bilder ohne Auftraggeber“ verfolgt. Als Kommerz- oder Marktbild bezeichnet sie ihren Untersuchungsgegenstand die „mobilen und autonomen Bilder“, die „für den Vertrieb im freien Kunstmarkt entstanden sind“ (9). Neben einer terminologischen Heranführung stellt die Einleitung den Fragehorizont vor und modelliert den Aufbau der Untersuchung. Der Einleitung folgen acht Kapitel. Wenngleich das Fehlen eines Registers der Orte und Namen zu bedauern ist, bieten die klare Struktur und sprechende Überschriften hinreichend Orientierung innerhalb der thematisch und regional divergenten Kapitelteile. Die sorgfältige Layoutgestaltung des Hardcover-Buches sowie die Qualität und Größe der 336 zumeist in schwarz-weiß gezeigten Abbildungen sind hervorzuheben. Zu bedauern ist gleichwohl, dass die Abbildungen vielfach nur illustrativen Charakter zu den Ausführungen haben und die Bildunterschriften ohne Nennung des jeweiligen Aufbewahrungs- bzw. Entstehungsortes die Verortung erschweren.

Im Kapitel „Die Verbreitung der Kultur der mobilen Bilder – neue Funktionen, steigende Nachfrage“ (II) leitet die Autorin die Entwicklung des „Marktbildes“ aus einem gestiegenen Bedürfnis nach Bildern ab. Vom bildtheologischen und -ästhetischen Bezugsrahmen des Besitzes von Andachts- und Heiligenbildern in Räumen der klösterlichen und „privaten“ Frömmigkeit allmählich losgelöst, bietet das neue Phänomen in Form von Einblattdrucken, Kupferstichen, Tüchleinmalerei und Tafelbildern eine größere ikonografische und mediale Gestaltungs-, Anbringungs- wie auch Funktionsoffenheit zwischen Religion, Repräsentation und Dekor für die unterschiedlichen – Patrizier, Adel und Handwerker, Pilger und Geistliche, Frauen und Männer umfassenden – Rezipientengruppen. Wagner diskutiert zudem Stil- und Medienspezifika wie Format oder gewählte Bildträger sowie Produktions- und Distributionsbedingungen wie Serialität, Signaturen und Produktion auf Vorrat.

Das Kapitel „Die Hersteller und ihre Marktbilder“ (III) verfolgt zunächst Ausbildungs- und Werkprozesse in den Werkstätten vor dem Hintergrund von innerstädtischen Aushandlungen und Zunftordnungen, welche beispielsweise

in Lübeck die Maler den Glasmalern und die Bildschnitzer den Tischlern und Schreibern zuwies. Wie anhand der Werkstattkopien und des Werkstattdukts im Cranach-Umfeld anschaulich gezeigt wird, etablierten die arbeitsteiligen Verfahren in den Werkstätten auf Rationalität und Standardisierung hin angelegte Bildfindungen. Medienübergreifend werden serielle Werk-Komplexe in der Skulptur (etwa Kreuzfixe und Tonreliefs) und den Bildkünsten (beispielsweise Tüchleinmalerei und Einblattdrucke) hinsichtlich ihrer Produktion und Vertriebswege diskutiert. Mit Gewinn wird dabei insbesondere das Kloster als Ort der Kunstproduktion in seiner städtischen und überregionalen Verflechtung beleuchtet.

Ausgehend von einer Fallstudie zur Darstellung eines Ladengeschäfts im Hintergrund von Konrad Witz' Katharina-Magdalena-Tafel (um 1440) aus Basel widmet sich das Kapitel „Zünftige Künstler als Akteure im Kunsthandel und ihre Konkurrenz“ (IV) den Orten des Kunstverkaufs. Wagner entfaltet das Spektrum der städtischen und zünftischen Vermarktungsregulierungen, welche den Kunstverkauf vom Hausieren über den zeitweisen Handel an Markt- und an Festtagen bis hin zur Einrichtung von dauerhaften Ladengeschäften in unterschiedlicher Weise normierten. Während so in Lübeck durch die Einschränkung des Handels auf die Markttage importierte Ware (u. a. durch ein dreitägiges Vorverkaufsrecht) privilegiert wurde, trieben etwa in Köln der Werkstatthandel und die Einrichtung von externen Läden (schilderbuden) die innerstädtische Künstlerkonkurrenz voran. Die Autorin zeichnet mit Blick auf die Nürnberger Verhältnisse kenntnisreich nach, wie sich die Handlungsspielräume der Kunstschaffenden verschoben, wenn, meist unterstützt durch ihre Frauen und weitere Angehörige sowie Kolporteurs, Künstler wie Albrecht Dürer und Veit Stoß als selbstständige Händler und Vermarkter u. a. ihrer Druckgrafik agierten.

Im Kapitel „Melting Pot I: Bilderhandel im Umfeld von Klöstern, Wallfahrten und Heilumsweisungen“ (V) beleuchtet Berit Wagner Vermarktungsprozesse im religiösen Kontext. Im Fokus steht dabei der Handel mit Devotionalien an Wallfahrtsstätten in Einsiedeln, Aachen und Regensburg. Wagner diskutiert hierzu materielle Zeugnisse der Wallfahrt wie Pilgerzeichen und Einblattdrucke und wirft die Frage nach medialen Verschiebungen (hierzu auch Peter Schmidt, Heilsvermittlung und Reproduktion: Die Mediengeschichte der „Gnadenbildkopie“ im ausgehenden Mittelalter, in: Original – Kopie – Zitat. Kunstwerke des Mittelalters und der Frühen Neuzeit: Wege der Aneignung – Formen der Überlieferung, hg. von Wolfgang Augustyn und Ulrich Söding, Passau 2010, 373–403), Formatfragen (etwa bei den 1466 gefertigten Kupferstichen Grosse Einsiedelnmadonna, Kleine Einsiedelnmadonna und Kleinste Einsiedelnmadonna des Meister E. S.) und technischen Innovationen im Zuge dieser an eine lokale Gnadenstätte rückgebundenen Bildproduktion

auf. Gerade in der erhellenden Analyse der Wallfahrt zur Schönen Madonna in Regensburg gelingt es Wagner, die innerstädtische Verschränkung von Bildnachfrage, Produktion und medialer Adaption bei den religiösen Markt- und Ablassbildern anschaulich werden zu lassen.

Das Kapitel „Kaufleute, *Abenteurer* und Spezialisten im Kunsthandel“ (VI) lenkt den Blick auf Krämer, Makler (mitl personen) und (Fernhandels-) Kaufleute und weitere Akteure des Zwischen- und Nachlasshandels wie etwa briefefführer ausgehend von quellenbasierten Ausführungen zur Situation in Ulm, Augsburg, Lübeck, Hamburg und Köln. Da lübischen Kunstschaaffenden eigene Vermarktungswege als selbstständiger Händler weitgehend verwehrt wurden, zielten die städtischen Regularien auf die Stärkung des Exporthandels durch die Abgabe der Werke an Kaufleute (copmans war) und an Zwischenhändler (vorkeufer). Für das 15. Jh. geht die Autorin von bis zu 600 überwiegend nach Skandinavien exportierten lübischen Werken aus und lenkt den Blick auf das bislang wenig geklärte Verhältnis zur niederländischen und hansestädtischen Exportsituation. In der Auseinandersetzung u. a. mit dem Quellenbestand der Handelsbücher und der Hafenzollbücher sowie mit dem ab 1479 verfassten Memorialbuch des Lübeckers Krämers Hinrich Dunkelgud wird eine Verortung der Handelsware in Warengruppen (merceria, kremeryen) angestrebt.

Das Kapitel „Melting Pot II: Kunsthandel auf den Messen“ (VII) widmet sich zunächst der Frankfurter Messe (zugespitzt auf die Bartholomäuskirche), welche durch die Verbindung von Buchhandel und Grafik- und Gemäldehandel eine Sonderstellung einnahm. Indem Wagner insbesondere die von Frankfurt ausgehende überregionale Verbreitung von seriell gefertigter Tonplastik sowie die Vermarktungsweisen von Künstlern wie Albrecht Dürer, Veit Stoß oder Michael Tratz in Frankfurt diskutiert, entwickelt sie die für die weitere Arbeit zentrale These vom „Marktbild als Kulturvermittler“ (191). Perspektivisch wird diese Überlegung anhand von weiteren Messen und Orten des Handels in Nördlingen und in Leipzig als „Übergabeort von Auftragswerken, Zahlungs- und Kontaktbörse für Maler, Bildhauer und potenzielle Auftraggeber“ (213) überregional erweitert.

Im Kapitel „Niederländischer, italienischer und deutscher Kunsthandel. Ein Vergleich“ (VIII) werden zentrale Stränge der Untersuchung zum deutschen Kunstmarkt – die Entstehung des Marktbildes als eigenständiges Phänomen, die Handlungsräume von Künstlern und ihre Selbstvermarktungsstrategien sowie die in den Zwischenhandel eingebundenen Akteure – in einer übergreifenden Perspektive mit zeitgenössischen Entwicklungen in Italien (etwa zu den Kunstkennern und Agenten Giovanni Battista della Palla, Jacopo Strada und Philipp Hainhofer) und den Niederlanden (etwa zu den panden in Antwerpen und Brügge) verglichen.

Auf Basis der historischen Kulturtransferforschung wird diese (transnationale) Dimension im abschließenden Kapitel „Die Marktbilder sind überall! Überlegungen zum Kunsthandel als Kulturtransfer“ (IX) nochmals mit Rekurs auf zahlreiche der genannten Werke zusammengeführt und methodisch reflektiert. Reproduktion, Adaption und Innovation sowie die bewusste Nicht-Übernahme werden hierzu als Transferprozesse in einer personenorientierten (Wanderkünstler, Tausch- und Geschenkverkehr, Käufer) sowie in einer objekt- und medienspezifischen wie auch medienübergreifenden Perspektive mit Blick auf diverse Figurationen des Marktbildes als „Kulturträger“ (232) diskutiert.

Fragen und Zugänge für die zukünftige Kunstmarktforschung, eine Zusammenfassung und ein umfangreicher Quellen- und Literaturapparat schließen die Abhandlung ab. Wenn auch eine stellenweise Kürzung des Textes und Pointierung der zahllosen Quellenzeugnisse zugunsten einer geschärften Argumentation begrüßenswert gewesen wären, ist gerade das Zusammenziehen der umfangreichen Quellenbestände und der edierten Quellen im gesamten deutschsprachigen Raum als zentrale Leistung der Arbeit von Berit Wagner in ihrer Bedeutung für die deutsche Kunstmarktforschung nicht genug hervorzuheben. Da, wie Wagner pointiert formuliert, „der Transfer von Marktbildern jedoch nicht persönlichen oder institutionellen Ambitionen [gehorchte], sondern den Gesetzen des Warenmarktes und der Nachfrage von Gütern“ (236), rückt die Studie Kunstgeschichte und Wirtschaftsgeschichte aufs Engste zusammen und weitet in erhellender Weise den Blick auf Künstlerpraktiken und Sammlerwünsche des 15. und frühen 16. Jh.s. *Isabella Augart*

Reformatio Baltica. Kulturwirkungen der Reformation in den Metropolen des Ostseeraums, hg. von Heinrich Assel, Johann Anselm Steiger und Axel E. Walter (Metropolis. Texte und Studien zu Zentren der Kultur in der Europäischen Neuzeit, Bd. 2, hg. von Sandra Richter, Johann Anselm Steiger, und Axel E. Walter, Berlin/Boston, Verlag de Gruyter 2018, 1052 S., s/w-Abb.). – „Der Lutherische Ring um die Ostsee ist geschlossen: mare lutheranum.“ Mit diesem Zitat von Nathan Söderblom zum vierhundertjährigen Reformationsjubiläum leiten die Herausgeber ihren großen Kongressband zur Tagung ‚Reformatio Baltica‘ ein, die vom 9. bis 13. September 2015 in Vilnius stattfand. Sie rufen damit „jene deutsch-nordische Lutherrenaissance auf, das Reformatorische im Ostseeraum auch als Einheit, und zwar als lutherische Einheit“ zu thematisieren (13). Doch tun sie es im Blick auf eine heute vollkommen präzedenzlos andere kultur- und religionssoziologische Situation, die, um eine annähernd präzise Vorstellung von Kontinuitäten und Brüchen regionaler und überregionaler „Kulturtransfers in ihren historischen Verschiebungen und konfessionskulturellen Besonderheiten“ (14) zu gewinnen, weitere fächer- und gattungsübergreifende Studien erfordert.

Sie tragen „zur komparatistischen Metropolforschung, zur historischen Kulturtransferforschung, zur Mediengeschichte reformatorischen Erbes und zur Rekonfiguration der Reformationstheorie des Ostseeraums bei“ (15). Interessant daran ist, dass in diesem Zusammenhang vor allem Metropolen in den Blick genommen werden, die im Laufe des 16. bis 18. Jh.s aufgrund ihrer politischen, wirtschaftlichen und geistig kulturellen Relevanz von Bedeutung, überwiegend als Hansestädte bekannt, sind. „Gefragt wird nach den Faktoren, die diese Metropolbildungen begünstigten, den Formen und Wegen, kultureller Transfers im Ostseeraum – und dies jeweils vor dem Hintergrund der heterogenen Wirkungen, welche die Reformation rund um die Ostsee in den städtischen Kulturen [...] zeigte. Sozial-, wirtschafts-, literatur-, theologische- und frömmigkeitshistorische Aspekte sind genauso berücksichtigt wie die Kunst-, Architektur-, Musik- und Bibliotheksgeschichte“ (15).

Einen Untersuchungsraum abzustecken, der die knapp einhundert auf diesen Gebieten Forschenden in diesem Band mit ihren aktuellen Ergebnissen abdecken, entspricht fast gleichbedeutend einem Territorium, das mit seinen machtpolitischen und ökonomischen Konkurrenzen und wechselnden territorialstaatlichen Konstellationen zwischen Novgorod, Amsterdam, Königsberg und Riga, Reval und Danzig durchaus auch thematisch zur Hanseforschung passt. Bei aller Nähe legen die Herausgeber ihren Schwerpunkt jedoch auf eine, die einzelnen Regionen übergreifende „Ostseeforschung“ (16), die in Teilen auch baltische und skandinavische Metropolen miteinbezieht, die im historischen Städtebund der Hanse nicht vertreten waren. Sie regen damit jenen nordosteuropäischen Dialog über die Metropol- und Kulturtransferforschung an, der etwa mit dem DFG-Graduiertenkolleg Baltic Borderlands und dem Hamburger DFG-Graduiertenkolleg Interkonfessionalität in der Frühen Neuzeit bereits initiiert ist.

Sieben Komplexe ordnen die Beiträge allgemein, diatopisch und diachron. Johann Anselm Steiger beginnt mit seiner Übersicht *Bildmediale Gedächtnisorte der Reformation im Ostseeraum* (19–50) und zeigt anhand konkreter Beispiele den Beginn einer „historischen Ikonografie des frühneuzeitlichen Luthertums, innerhalb derer der Ostseeraum als Modellregion eine Pionierrolle zu übernehmen geeignet ist“ (19). Heinrich Assel referiert über *Das Erbe der Lutherrenaissance – heute. Konfessionskulturelle Potentiale einer paradigmatischen Reformationstheorie* bis in die Zeit der protestantischen Konfessionskultur vor dem Hintergrund der Zwei-Reiche-Lehre Karl Holls (51–82). Territorialpolitisch außerhalb, dennoch aber nicht weniger interessant für die Hansegeschichtsforschung ist der Beitrag Anna Vinds *Lutherus triumphans. Examples of the reception of Luther in 16th and 17th century Denmark* in Theologie und Wirken Hans Tausens, Niels Hemmingsens oder Jesper Rasmussen Brochmands „who carried on Luthers concern and

his message in the Danish context, not in reparation, but an obligating legacy” (83–99). Unter dem vielsagenden Titel *Säkularisation – Rebellion – Migration – Innovation. Die vielfältigen ökonomischen Auswirkungen der Reformation im Ostseeraum* (101–118) beschreibt der Historiker Michael North Effekte der Reformation wie Landumverteilung, Gutswirtschaft, Revolten und Migration als sozial ökonomische Wirkungen der Reformation. Ein besonderes und lange vernachlässigtes Kapitel der Reformationsgeschichte zwischen Wittenberg und Königsberg nimmt Wladimir Gilmanov mit seinem Beitrag *Glaube und Politik. Herzog Albrecht im hermeneutischen Konflikt der Reformationszeit* (119–134) in den Blick. Es ist schön, dass in diesem Zusammenhang auch besonders Albrechts „Heiligen-Lied“ aus dem ersten Königsberger Gesangbuch von 1525 erneut in Erinnerung gerufen wird. Fast folgerichtig schließt sich daran die Analyse Konrad Küsters über die *Musikalische Topographie des Ostseeraums zwischen 1500 und 1650/1700* (135–162) an. Er belegt, dass etwa eine „Gleichsetzung von Orgel und Hansetradition nicht funktioniert und es Orgeln auch in Regionen gab, in die die Hanse keinerlei Beziehungen unterhielt“ (149). Einen weiteren überaus wichtigen Beitrag zur reformatorischen Musikkultur liefert Walter Werbeck *Choralbearbeitung: Orte, Formen, Funktionen* (163–175); eine ausgiebige Reise zu den großen Bibliotheken und Buchsammlern des Ostseeraums unternimmt Klaus Garber *Metropolen-Kultur und Bibliotheksschicksale. Bücher und Bibliotheken, Sammler und Sammeln unter dem Stern des Ostseeraums* (177–220); ein weiterer musikhistorischer Beitrag von Peter Tenhaef zu den *Auswirkungen der Reformation in Gelegenheitsmusiken des Ostseeraums* (221–236) schließt das erste Kapitel ab, nachdem Gudrun Wolfschmidt ihren umfassenden Überblick zur Kulturgeschichte der Astronomie im Ostseeraum *Weltbild, Sternwarten und astronomische Uhren. Kulturgeschichte der Astronomie im Ostseeraum* (237–259) besonders im Hinblick auf das Wirken Brahes, Keplers und Gallileos auf das Welt- und Wissenschaftsbild in den Metropolen des Untersuchungsraums bis ins 17. Jh. entfaltet hat.

Der zweite Komplex *Heiliges Römisches Reich deutscher Nation* (261–502) beginnt mit der Arbeit Hillards von Thiessen zur *Wirkung der Reformation auf das Normgefüge norddeutscher Handelsstädte am Beispiel Lübecks und Rostocks* (261–273) als einem wichtigen Thema der Hansegeschichte der Frühen Neuzeit. In Teilen gibt es darin sogar Schnittflächen zum nachfolgenden Beitrag des Greifswalder Musikhistorikers Matthias Schneider, der sich mit *Bugenhagens Kirchenordnungen und die liturgische Orgelmusik im Ostseeraum* (275–290) bis hinein ins 17. Jh. auseinandersetzt. Eine gemeinsame und für die Hansegeschichte wichtige Klammer setzt Jost Eickmeyer in seiner *Historiographie als ‚linker‘ Spiritualismus. Zur Verschränkung von Hanse-Geschichte, Politik und Böhmisches bei Johann*

Angelius Werdenhagen (1581–1652) (291–311). Mit Heinrich Holzes *Historiographische[n] Beobachtungen zu Joachim Slüter und der Rostocker Reformation* (345–357) beginnt eine ganze Reihe weiterer Einzeluntersuchungen zur Reformationsgeschichte der Hansestadt Rostock: Andreas Stegmann, *Die Rostocker Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das Luthertum im Ostseeraum* (375–384); Reinhard Gruhl, *Protestantische Kalenderdichtung in Rostock: Die Fasti Ecclesiae Christianae des Nathan Chytraeus* (385–403); Andreas Betz, *Politische Aspekte in den öffentlichen Reden Paul Tarnows (1562–1633)* (405–416); Thomas Illg, *Heinrich Müller als Rezipient der Frömmigkeitsliteratur Johann Arndts* (417–429); Claudius Sittig, *Daniel Fridericis Neue Comoedia Von dem alten und jungen Tobia (1637) und das protestantische Schultheater im frühneuzeitlichen Rostock* (431–444). Tim Lorentzen untersucht *Meßbare Folgen einer ‚Reformation der öffentlichen Fürsorge‘: Beispiele aus Pommern* (445–462) und darüber hinaus Rückschlüsse aus Visitationsprotokollen einiger ausgewählter Hansestädte im pommerschen Hinterland. Piotr Urbański handelt über *Johannes Micraelius und die lutherische polemische Theologie im Stettin des 17. Jahrhunderts* (463–489); Dirk Niefanger über das frühneuzeitliche Geschichtsdrama *Stargardis Oder der Stadt Stargard Glück= und Unglücksfälle von Christoph Praetorius* (492–502).

Der dritte Komplex *Polen, Herzogtum Preußen* (503–572) wird von der Untersuchung der *Lutheran Sources of the Cultural Changes in the First Half of the 16th Century in Poland* (503–510) eingeleitet, bevor Liliana Lewandowska auf *Danzig inmitten konfessioneller Lehrstreitigkeiten im 17. Jahrhundert* (511–521) fokussiert. Es folgen *Das Hymnologische im Rätselhaften über das Werk des an der Danziger Trinitatiskirche tätigen Kantors Michael Conovius (1609–1692)* von Piotr Kociumbas (523–536) sowie sprachwissenschaftliche *Reflexionen der Rhetorik Martin Luthers in der Übersetzung des Neuen Testaments [ins Litauische] von Johannes Bretke (1579–1590)* von Eglė Greverė (537–551). Zur Reformationsgeschichte der Stadt Wilna arbeitet Dainora Pociūtė, *The Reformation Experience in Sixteenth-Century Vilnius* (553–572).

Im vierten Komplex erwartet uns ein Blick auf die Reformationsgeschichte des Baltikums und Rußlands aus kirchen- und kulturgeschichtlicher Perspektive (573–719): Jolanta Gelumbeckaitė, *Predigtkultur in Litauen: Corpus der alllitauischen Postillen* (573–585); Vitolds Muižnieks zum *Totenbrauchtum und Volksglaube der Letten nach den archäologischen Zeugnissen des 16. bis 18. Jahrhunderts* (587–600); Ojārs Spārītis, *Sacred Architecture of Early Protestantism and Confessionalization in Latvia. From Cathedral and Parish Church to family Mausoleum* (601–617); Māra Grudule, *Reformation as*

the beginning of written poetry in Latvian (619–623); Riho Altnurme, *Die Gründung der evangelischen Kirche in Estland in schwedischer Zeit* (633–642) und Kristi Viiding, *Das Verhältnis von Reformation und Humanismus in Est- und Livland im 16. Jahrhundert* (643–654), das stark von der Bildungselite der Hansestädte dominiert wurde. Es folgt der bildungsgeschichtliche Einblick *Books and Preachers. The Microcosm of Reval in the Age of Reformation* von Jüri Kivimäe (655–668) sowie ein bemerkenswerter Beitrag von Kaarina Rein zur *Medizin und Theologie in Dorpat (Tartu) im 17. Jahrhundert* (669–680). In ihrem Aufsatz *The Reformation in Muscovy in the 16th century. Knowledge, Relationship, Polemics* (681–691) stellt Laura Ronchi De Michelis zahlreiche hansegeschichtlich relevante Bezüge zwischen Russland und dem protestantischen Europa her.

Der fünfte Komplex ist Skandinavien gewidmet (721–865). Einen für die Hansegeschichtsforschung wichtigen Beitrag liefert Otfried Czajka zu den *Metropolen als Vermittler, Förderer und Akteure von Reformation und Konfessionalisierung in Skandinavien und insbesondere im schwedischen Reich* (721–734); daran anschließend Jens E. Olesens Analyse der *Fürstenkontakte und Familienbeziehungen im Reformationszeitalter. König Christian II. von Dänemark und seine Schwester, Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg* (735–749), die mit Åke Sandströms Arbeit *The change of commercial dependency and the formation of Sweden as a great power* (783–791) eine Übersicht ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse im Ostseeraum erhalten. Nach einigen überaus interessanten kultur- und kirchengeschichtlichen Beiträgen zur Ehepraxis, zur privaten Frömmigkeit in Skandinavien, liefern die drei letzten Artikel dieser Sektion Einblicke in die soziopolitischen, buch- und sprachgeschichtlichen sowie konfessionellen Verhältnisse Finnlands zur Zeit der Reformation (835–865).

Einen forschungsgeschichtlichen Anschluss liefern sechs Autoren im sechsten Komplex *Lutherrenaissance im Ostseeraum – gestern und heute* (867–960), bevor Axel E. Walter im siebten Kapitel in eine *Virtuelle Buchausstellung* mit der Aufgabe einführt, sie quasi bucharchäologisch als materielle Belege für die *Wechselwirkungen der Reformation im südöstlichen Ostseeraum* zu erschließen (961–1026).

Mit einem ausführlichen Personen- und Ortsregister ausgestattet, darf dieses Werk in keiner auf die Geschichte der Frühen Neuzeit im Ostseeraum spezialisierten Forschungsbibliothek fehlen. Es durchdringt die „Kulturwirkungen der Reformation in den Metropolen des Ostseeraums“ in einer außergewöhnlich großen methodischen und gattungsspezifischen Breite und wird somit zu einem hervorragenden Fundus gerade auch für kunst-, kultur-, musik- oder literaturgeschichtliche Ansätze interdisziplinärer Forschungen zur Hansegeschichte.

Burkhard Kunkel

Emblematik im Ostseeraum – Emblematism around the Baltic, hg. von Ingrid Höpel und Lars Olof Larsson (Mundus Symbolicus, Bd. 3, Kiel 2016, Verlag Ludwig, 232 S., 215 Abb.). – Der Tagungsband enthält ausgewählte Beiträge der 10. Internationalen Tagung der Society for Emblem Studies, die vom 27. Juli bis 1. August 2014 in Kiel stattfand. Die Beiträge zeigen, dass der Gebrauch von Emblemen vom 16. bis zum 19. Jh. ein europäisches Phänomen war, das im Ostseeraum im Kontext der Höfe, Städte und Kirchen in Hamburg, Mecklenburg, Schleswig und Holstein, Dänemark und Schweden, Polen, Litauen und Lettland weite Verbreitung fand. Auftraggeber und Künstler kannten die einschlägigen Emblembücher, die auf den Handelswegen oder durch reisende Adelige, Kaufleute und Geistliche auch an Orte gelangten, in denen es keine eigenen Verlage oder Buchdrucker gab.

Den zeitlichen Auftakt macht Simon McKeown. Er analysiert die Imprese des schwedischen Königs Erik XIV., die dieser – als erster Monarch in Europa – zur Legitimation seiner von Gott gegebenen und vom Vater auf den Sohn vererbten Herrschaft bereits 1561 auf Münzen prägen ließ (19–28). Christa Schlumbohm erläutert am Beispiel der mecklenburgischen Herzöge die Symbolik von Emblemen im Trauerzeremoniell des 17. und 18. Jh.s (57–72), während Jan Drees sich der Bildwelt am Gottorfer Hof in der 2. Hälfte des 17. Jh.s u. a. am Castrum Doloris für Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp widmet (137–149). Wie kenntnisreich Auftraggeber ein komplexes Bildprogramm entwarfen und dabei aus verschiedenen Vorlagenbüchern schöpften, deren Embleme sie teilweise abwandeln und in neue Sinnbezüge einfügten, zeigt Hartmut Freytag in seiner Untersuchung der Bunten Kammer im Herrenhaus Ludwigsburg des Friedrich Christian von Kielmannseck, Geheimer Kammerrat am Gottorfer Hof.

Aufschlussreich für die Kunst und Kultur im Hanseraum sind vor allem fünf Beiträge, die sich mit der Bedeutung und dem Gebrauch von Sinnbildern in den Hansestädten Hamburg, Danzig und Wismar beschäftigen. Die aktuelle emblematische Forschung in Hamburg geht auf eine Ausstellung zurück, die 2009 in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg gezeigt wurde. Antje Theise und Maja Kolze erläutern die Bedeutung von Sinnbildern in der Lebenswelt der Hamburger Bürger. Theise (29–34) analysiert lateinische Hochzeitsgedichte, von denen sieben der insgesamt 14 in der SUB Hamburg erhaltenen Gedichte von dem Hamburger Henning Conradinus (1538–1590) stammen, der ein Schüler Melanchthons in Wittenberg war. Diese Gelegenheitsgedichte sind nicht nur für die europäische Dichtkunst, sondern auch für die Kulturgeschichte des Hanseraums von großem Interesse, da sie auf eine humanistische Tradition und die Kenntnisse und Bildung der Kaufleute in den Hansestädten des Ostseeraums verweisen. Kolze (45–56) beschreibt die Festgestaltung der Ehren- und

Freudenmahle der Hamburger Bürgerkapitäne, der Repräsentanten der Bürgerwache im 17. und 18. Jh. Die auf Einblattgedrucken verbreiteten dreiständigen Embleme aus picturae, Motto und subscriptio deutet Kolze als Hinweisse auf Ordnung und Eintracht des Gemeinwesens und den Wunsch nach Frieden. Damit hoben die Bürgerkapitäne – vor allem nicht ratsfähige Handwerker und Gewerbetreibende – ihren Nutzen für die Stadt und ein durch das Ehrenamt gewonnenes soziales Prestige hervor. Piotr Kociumbas stellt Danziger Kantaten des 18. Jh.s vor und erläutert die Kontinuität des Gebrauchs von Sinnbildern, die durch die lutherische Erbauungsliteratur in das Kirchenleben der Hansestädte Eingang fanden (35–44). Dem emblematischen Deckenprogramm (1604–1608) von Isaak van de Blocke im Roten Saal des Danziger Rathauses widmet sich Monika Biel (111–123), wobei sie auf die sinnstiftende Anordnung der Deckenfelder um die „Apotheose Danzigs“ im Mittelfeld und die emblematischen und allegorischen Bezüge der umgebenden Felder eingeht, die sich auf reformatorische Ideen und die Vorstellung von Danzig als christlicher Gemeinschaft beziehen. Das Bild eines wachsamem Kranichs auf der Verbindungstür zwischen der Kirche und dem Siechenhaus (dem sog. Langen Haus) des Heilig-Geist-Hospitals in Wismar in seinen Sinnbezügen wiederum analysiert Maren C. Biederbick (151–167).

Dass die Menschen im Ostseeraum in ihren Kirchen einer Vielzahl an Sinnbildern begegneten, wird in den Texten und zahlreichen Abbildungen anschaulich vor Augen geführt. Hier sei vor allem auf zwei Beispiele aus Schleswig-Holstein verwiesen: einen Taufdeckel von 1712 in der Stadtpfarrkirche von Gettorf und eine bemalte Holzdecke der Katharinenkirche im Kirchdorf Enge in Nordfriesland. Dietrich Bieber (169–178) deutet die Emblembilder des Gettorfer Taufdeckels in ihren christlichen Sinnbezügen und verweist auf eine mögliche Nutzung dieser Bilder als Redeanlass für die Predigten. In die Zeit der Aufklärung führen Ingrid Höpels Erläuterungen zur Holzdecke von Enge, deren 1779 entstandenes Bildmotiv auf die Intention des örtlichen Pastors verweist, in der sandreichen Umgebung von Enge ein Aufforstungsprogramm zu propagieren (179–190). Auch in Lettland finden sich bereits Ende des 17. Jh.s Sinnbilder in Kirchen, so an den Kirchenbänken von Gaiken (Gaiķi), wie Elita Grosmane in ihrem Überblick zu Emblemen in Lettland im weltlichen und kirchlichen Kontext ausführt (99–109).

Der Tagungsband bietet mit seinen gattungsübergreifenden Bezügen zu Musik, Dichtkunst, Festkultur, Druckgrafik und Ausstattung von Kirchen, Adelssitzen und Repräsentationsräumen vielfältige Anknüpfungspunkte für die Erforschung der Kultur- und Geistesgeschichte im Hanseraum. *Kerstin Petermann*

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Territorien

Bearbeitet von *Volker Henn, Rudolf Holbach, Nils Jörn, Sarah Neumann*

RHEINLAND/WESTFALEN. *Zunftgebundene und freie Handwerksarbeit im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (Neues Trierisches Jb. 58, 2018, 85–107) ist das Thema eines Aufsatzes von Franz Irsigler. In einer „tour d’horizon“ geht Vf. auf die Entstehung von Zünften seit dem hohen Mittelalter, deren Bedeutung sowohl für die Grundversorgung der Bevölkerung als auch hinsichtlich der exportorientierten Produktion von Handwerksgütern (z. B. bei den Gold- und Silberschmieden, den textil- und den metallverarbeitenden Gewerben), ihre Rolle bei den Verfassungskämpfen vor allem des 14. und 15. Jh.s oder die Stellung der politischen Zünfte im Gesellschafts- und Verfassungsgefüge der Städte (z. B. der Gaffeln in Köln) ein; darüber hinaus hebt er die Innovationsfähigkeit auch des zünftigen Handwerks hervor. Mit Blick auf die nicht zunftgebundenen Handwerker, zu denen auch die Erfinder gehörten, „die den Schutz der Zunft nicht brauchten oder auch nicht haben wollten“ (100), wiederholt Vf. seine schon früher geäußerte These, wonach die Technik der Anbringung von Glockeninschriften, die er in Straßburg kennengelernt haben dürfte, das Vorbild für Johannes Gutenberg bei der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen, wiederverwendbaren Lettern war. V. H.

Die Stadtgeschichte des spätmittelalterlichen Köln steht im Zentrum zweier anregender Beiträge des 64. Bandes von *Geschichte in Köln* (Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte, Köln 2017, Böhlau Verlag). So geht Simon Rauch der *Sozialdisziplinierung im spätmittelalterlichen Köln am Beispiel der Zünfte* (23–42) nach. Auf einen Forschungsüberblick zu dem in der Frühneuzeitforschung entwickelten Konzept der Sozialdisziplinierung (24–28) und eine Skizze des mittelalterlichen Zunftwesens (28–34) folgt die Untersuchung ausgewählter Kölner Amtsbriefe des 12. bis 15. Jh.s aus der Edition von Loesch (34–42). Deutlich wird, dass bereits diese spätmittelalterlichen Zeugnisse z. B. durch Vorgaben zur gewissenhaften Auftrags Erfüllung, zur Qualitätskontrolle und zum Sozialverhalten der Zunftmitglieder von einem umfassenden obrigkeitlichen Disziplinierungsanspruch geprägt sind. Markus Jansen zeichnet in seinem Beitrag zu *Memoria von Krieg und Verteidigung im spätmittelalterlichen Köln* (43–69) zunächst Etappen der stadtkölnischen ‚Kriegsgeschichte‘ (44–48) und die Entwicklung der Befestigungshöhe (48–50) nach. Dies bildet den historischen Orientierungsrahmen für die nachfolgende Analyse der stadtkölnischen Erinnerung an die

kriegerischen Ereignisse um Stadt und Stadtmauer (50–67). Berücksichtigt werden dabei neben der Stadthistoriografie (z. B. Reimchronik Gottfrieds von Hagen, Koelhoffsche Chronik) auch skulpturale und bauliche Zeugnisse (z. B. Hochgrab Philipps von Hochstaden im Dom, Relief an der Ulrepforte, Bayenturm), populäre Legenden (z. B. Marsilius und die Holzfahrt) und performative Erinnerungsformen (z. B. Prozessionen). Dies ermöglicht es, Vielfalt und Funktionsweise unterschiedlicher Medien der Erinnerung und ihr Zusammenspiel in einem Gesamtnarrativ stadtkölnischer Memoria aufzuzeigen, in dem den Erzbischöfen der Part steter Bedrohung städtischer Freiheit zugeschrieben wurde. S. N.

Willkommen im alten Köln – Geschichte(n) rund um die Stadtmauer war der Titel der Jahresausstellung 2016 des Stadtarchivs Köln. Einige Vorträge des Begleitprogramms zu dieser Ausstellung sind nun in einem gleichnamigen Band versammelt (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Bd. 103, hg. von Bettina Schmidt-Czaia, Köln 2018, Historisches Archiv der Stadt Köln, 88 S., 29 meist farbige Abb.). Den Auftakt macht der Architekt Martin Bachem mit dem stadtplanerischen Masterplan *Stadtplastik – The Living Wall* (9–22), der die Kölner Stadtmauer als „Mythologie des Stadtgefüges“ (13) und zugleich als Option zur kreativen Lösung städtebaulicher Notwendigkeiten liest. Christine Feld zeigt zunächst die Funktion Kölns als geistliches Zentrum und seine Entwicklung zur „heiligen Stadt“ auf, beleuchtet im Anschluss wesentliche Aspekte der stadtbürgerlichen Frömmigkeitspraxis (z. B. Reliquienverehrung/-weisung, Prozessionen) und kann so insgesamt *Religiöse Dimensionen der Kölner Stadtmauer* verdeutlichen (23–38). Dass diese jedoch gerade nicht den expliziten Bezug auf die Vision des himmlischen Jerusalem umfassten, weist Markus Jansen anhand der historiografischen, bildlichen und baulichen Überlieferung schlüssig nach (*Bildete die Kölner Stadtmauer das himmlische Jerusalem nach?*, 39–56). Symbolischen Gehalt und Identifikationspotenzial für die Bürgerschaft bezog und bezieht die Stadtmauer auch durch ihre politische, militärische und wirtschaftliche Bedeutung. Dies zeigt Vf. am Beispiel des Bayenturms auf, der im 14. Jh. zum Wahrzeichen für die städtische Freiheit avancierte (52–54), während Marcus Leifeld und Ulrich Schlüter das Zukunftskonzept für die Ulrepforte vorstellen, das die 700-jährige Geschichte dieses Baudenkmals nachvollziehbar machen soll (*Die Ulrepforte – ein lebendiger Erinnerungsort für 700 Jahre Stadtgeschichte*, 57–70). Max Plassmann rollt im Anschluss die Geschichte der Kölner Stadtmauer auf (*Stadtgeschichte von außen nach innen. Leben im Schatten der Mauer*, 71–87) und beschließt damit den gelungenen Band. S. N.

Wesel und die Niederrheinlande. Verknüpfte Geschichte(n), hg. von Veit Veltzke unter Mitarb. von Helmut Langhoff und Felix Hildebrand (Duisburg 2018, Mercator, 516 S., zahlr. meist farbige Abb.). – Das Begleitbuch zur Ausstellung des LVR-Niederrheinmuseums Wesel eröffnet anhand ausgewählter Biografien, Objekte und Ereignisse vom Mittelalter bis zum 19. Jh. einen narrativen Zugang zur Geschichte Wesels und der mit ihm verwobenen Kultur- und Wirtschaftsregion der sog. Niederrheinlande. Diese Bezeichnung des räumlichen Bezugsrahmens greift einen Vorschlag Friedrich Gorissens aus den 1950er Jahren wieder auf, der den grenzüberschreitenden Charakter der Region akzentuiert (14–16), deren Geschichte hier in sechs chronologisch angeordneten thematischen Blöcken präsentiert wird. Zunächst werden *Missionierung und frühe Kirchenreform* (17–57) am Beispiel des hl. Willibrord und Norberts von Xanten betrachtet. Ausgehend von zwei Objekten, der Grablege des Herzogspaares Adolf von Kleve und Maria von Burgund in Wesel sowie dem Stundenbuch Katharinas von Kleve, behandelt *Konkurrenten am Niederrhein. Kleve, Geldern und Kurköln* (59–103) territoriale Einflussphären, die auch Wesels Geschichte prägten. Der Komplex *Katholische Reform und Stadtkultur* (105–202) widmet sich neben Dominikanern (105–120) und Devotio moderna (123–162) auch Wesel als einem spätgotischen Kunst- und Handelszentrum (163–202), dessen Eigenarten ausgehend vom baulichen Ensemble des Marktplatzes skizziert werden. Dem *Humanismus am Unteren Niederrhein* (203–306) verleihen biografische Porträts zu den Gelehrten Konrad Heresbach (203–230), Gerhard Mercator (231–257) sowie Johann Weyer und Reiner Solenander (259–306) griffige Konturen. Es folgt der Komplex *Konfessionalisierung, Krieg und Glaubensflüchtlinge* (307–390), der auch die Reformation in Wesel beleuchtet (307–346). Das Kapitel *Neue Herren – Neue Horizonte* (391–512) spannt den Bogen bis zur napoleonischen Ära und beschließt den Band, der zahlreiche Facetten der Geschichte Wesels und der Niederrheinlande in anregenden Geschichtserzählungen anschaulich macht. S. N.

Den vorläufigen Abschluss eines gleichermaßen ehrgeizigen wie begrüßenswerten Projekts bildet das *Emmericher Urkundenbuch II*, zusammengestellt und bearb. von Ulrike Spengler-Reffgen (Emmerich 2018, Verlag des Emmericher Geschichtsvereins e. V., 400 S. inkl. Orts- und Personenindex). Anschließend an den bereits 1999 vorgelegten ersten Band des Urkundenbuchs, der mit der Verpfändung Emmerichs an Kleve (1355) endet, wird hier die Emmerich sowie umliegende Bauernschaften und Siedlungen betreffende urkundliche Überlieferung von 1355 bis 1377 zusammengestellt. Für diesen relativ kurzen Zeitraum konnte die Bearbeiterin allein 341 in verschiedenen Institutionen verwahrte Stücke ermitteln, die im Volltext ediert und mit sehr

ausführlichen Regesten versehen sind, die denjenigen, die die Originalsprache nur bedingt beherrschen, einen ersten Zugang zu den Quellen eröffnen sollen. Ob indes eine wirkliche Arbeit mit den Quellen auf der Grundlage der Regesten möglich ist, sei dahingestellt. In jedem Fall ermöglicht der Band umfassende Einblicke in die Entwicklung der Stadt als Ganzes und in zahlreiche rechtlicher Regelung bedürftige Aspekte städtischen Lebens und Wirtschaftens (z. B. Land- und Rentenverkäufe, Pachtverträge, Testamente). Für die Zeit von 1377 bis 1402 harren noch weitere 300 Urkunden der Bearbeitung und es bleibt zu hoffen, dass eine Edition auch dieser Zeugnisse ermöglicht und das Emmericher Urkundenbuch mit einem dritten Band abgerundet werden kann. S. N.

Hermann Lang, *Die Stadt Emmerich am Rhein und der Zoll* (Beiträge zur Geschichte der Stadt Emmerich, Bd. 48, Emmerich 2018, Verlag des Emmericher Geschichtsvereins e. V., 196 S.) bietet eine chronologisch aufgebaute Zusammenschau der Literatur zur Emmericher Zollgeschichte, die mit längeren Quellenzitaten illustriert ist. Berücksichtigt werden dabei auch die Anfänge des Emmericher Zolls im Mittelalter, die der Stadt verliehenen Zollprivilegien und Emmerichs Aufstieg zur Handels- und Hansestadt (9–29). S. N.

Der 49. Band der *Beiträge zur Geschichte der Stadt Emmerich* (2019) geht zurück auf das vom Emmericher Geschichtsverein 2017 ausgerichtete Seminar an der katholischen Akademie Stapelfeld zu „Religion und Religiosität in der Geschichte des Niederrheins“. Simone Frank und Markus Veh beleuchten in ihrem einführenden Beitrag anhand von Beispielen aus dem mittelalterlichen Emmerich, Xanten, Neuss, Bonn und Köln *Die gesellschaftliche Funktion von Religion im Rheinland* (7–37). Henrik Wirz verbindet in *Das Gymnasium in Emmerich und der Frühhumanismus am Niederrhein* Schul- und Frömmigkeitsgeschichte (123–144), während der eigens für den Band beigezeichnete Aufsatz von Norbert Kohnen das *Reformationsjubiläum, Luther und Bullingers Schulzeit in Emmerich* (145–158) in den Blick nimmt. Vf. betont die Stellung Emmerichs als Handels- und Hansestadt und den hohen Standard der dortigen Lateinschule, die auch der für die rheinische Reformation wichtige Heinrich Bullinger drei Jahre lang besuchte. S. N.

In gewohnt hoher Qualität präsentiert sich der von Sabine Arend bearbeitete 22. Band des „Sehling“ (*Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts*, Bd. 22: Nordrhein-Westfalen II, Tübingen 2017, Mohr Siebeck, 619 S., 1 Karte), der als zweiter Band die umfangreiche Sammlung von Kirchenordnungen aus den Städten und historischen Territorien Nordrhein-Westfalens komplettiert. Untersucht werden zunächst die Reformations-

bestrebungen unter Hermann von Wied und Gerhard Truchsess von Waldburg im Erzstift Köln (31–55), in dem sich mit Neuss, Kempen und Kaiserswerth drei reformatorische Zentren neben der reformationsskeptischen Metropole Köln ausbildeten. Ediert werden drei markante Zeugnisse für den Weg zum evangelischen Bekenntnis, u. a. Gerhards Ausschreiben zur freien Religionsausübung vom 10. März 1583 (50–55). Mit den Grafschaften Wittgenstein (59–152), Moers (154–218), Bentheim-Tecklenburg (221–317) und Rietberg (321–332) werden Territorien in den Blick genommen, deren Kirchenordnungen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s, also nach dem Wechsel vom reformierten zum lutherischen Bekenntnis entstanden. In den Hansestädten Münster (335–364) und Soest (367–501), die im Anschluss behandelt werden, lagen hingegen bereits in den 1530er Jahren reformierte Kirchenordnungen vor. In Münster war der ab 1529 eingeführten und maßgeblich von Bernhard Rothmann geprägten Reformation allerdings keine lange Dauer beschieden, da das Ende der Täuferherrschaft 1534 auch eine Rekatholisierung der Stadt einleitete. Diese Etappen der Münsteraner Reformationsgeschichte führen die sechs edierten Zeugnisse (u. a. Summarium der Kirchenordnung von 1533, bfl. Edikt gegen die Täufer von 1534) eindrücklich vor Augen. Die Soester Reformationsgeschichte erhellen dreizehn Zeugnisse, angefangen mit der voluminösen Kirchenordnung von 1532 (385–459) und abgeschlossen durch die Kirchenordnung für die Börde von 1609/19 (498–501). Den Abschluss des Bandes bilden die Stadt Neuenrade (505–557) und ergänzende Materialien zur im 21. Band behandelten Grafschaft Lippe (561–569). Ediert werden insgesamt 65 Quellentexte, darunter 22 im Erstabdruck, deren Erschließung durch ein Glossar mndt. Wörter (571–595) und je eines Registers zu Bibelstellen, Personen, Orten und Sachen erleichtert wird. Die Kombination hervorragender Einführungen und Editionen macht auch diesen Band des Sehling zu einem unverzichtbaren Werk für zahlreiche Aspekte rheinisch-westfälischer Reformations-, Territorial- und Stadtgeschichte. S. N.

Entgegen der bisherigen Fokussierung auf Oberdeutschland als einem Kernraum für den Humanismus, neben dem der Nordwesten des Reiches einmal mehr als verspätete Region erscheint, rückt Ulrich Andermann in *Humanismus im Nordwesten. Köln – Niederrhein – Westfalen* (Münster 2018, Aschendorff Verlag, 361 S.) genau diesen Raum im zeitlichen Längsschnitt vom 15. bis ins 16. Jh. ins Zentrum der Aufmerksamkeit und fragt nach Charakteristika, die ihn als Schul-, Bildungs- und Kulturlandschaft prägten und einem spezifisch nordwestdeutschen Humanismus Konturen verleihen konnten (19). Auf die knapp gehaltenen definitorischen Vorüberlegungen zum Humanismusbegriff (27–32) folgen umfängliche Studien zu Leben und Werk 29 ausgewählter vor- und nachreformatorischer Humanisten (33–150), die zum großen Teil ihre

Schulbildung in Deventer oder Münster genossen, wesentliche humanistische Impulse aus Italien erhielten und ein Artes-Studium an der humanismuskritischen Universität Köln absolvierten. Im Anschluss werden vier Humanistenbibliotheken (151–162) sowie vier auf Privatinitiativen zurückgehende humanistische Zirkel untersucht, die als „Kristallisationspunkte“ (178) für die Verbreitung der humanistischen Lehre fungierten (163–179). Die universitären bzw. schulischen Wirkungsstätten der ausgewählten Humanisten, die allesamt in Hansestädten zu verorten sind, betrachtet Vf. im Folgekapitel und kann zeigen, dass das (städtische) Schulwesen die einzige Möglichkeit zu einem gesicherten Auskommen bot, reine Gelehrten-Existenzen also nicht denkbar waren (181–243). Die beiden letzten Kapitel widmen sich den Verbindungen zwischen Humanismus und Buchdruck (245–270) sowie Humanismus und *Devotio moderna* (271–281). Der Überblick zu den behandelten Oberthemen macht bereits deutlich, dass hier wesentlich mehr geleistet wird, als das, was eingangs bescheiden als Zusammenstellung und ggf. nötige Neubewertung der bisherigen Forschungsliteratur beschrieben wird (23). Die Arbeit ruht zweifellos auf einer beeindruckenden Grundlage (s. Quellen- und Literaturverzeichnis, 304–349), die hier jedoch nicht nur zusammengestellt, sondern überzeugend analysiert, systematisiert und für neue Fragen anschlussfähig gemacht wird. So kann Vf. zahlreiche wichtige Erkenntnisse zu den Bildungs- und Karrierewegen der nordwestdeutschen Humanisten liefern, den er im Kern als „Schulhumanismus“ beschreibt (299). S. N.

Die auf die Herbsttagung 2015 der Historischen Kommission für Westfalen zurückgehenden *Beiträge zur Geschichte der Reformation in Westfalen*, hg. von Werner Freitag und Wilfried Reininghaus (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen N. F., Bd. 35, Münster 2017, Aschendorff Verlag, 352 S.), nehmen das „lange 15. Jh.“ (1400–1517) in den Blick und sind in die drei Sektionen „Krise und Reform“, „Übergänge zur Reformation“ und „Die Reformation als Zäsur“ gegliedert, die auch eine Reihe für die Geschichte der Reformation in den westfälischen Hansestädten einschlägige Beiträge umfassen. Iris Kwiatkowski zeichnet den von 1532 bis 1542 währenden Konflikt um die Auflösung des der *Devotio moderna* verschriebenen Fraterherrenkonvents in Herford nach, die letztlich auch durch die Intervention Luthers abgewendet werden konnte (*Das Herforder Fraterhaus in den Anfängen der Reformation*, 35–49). Ursula Olschewski untersucht *Reformatorsche Kritik der religiösen Praxis und des Brauchtums im Spiegel westfälischer Kirchenordnungen* (113–140) und greift dazu auch auf die Kirchenordnungen aus Lippstadt, Minden, Herford und Soest zurück. Die drei letztgenannten Ordnungen bilden auch die Quellengrundlage für Sabine Arends Analyse des reformatorischen Schul- und Bildungskon-

zepts, das sowohl der Sicherung des evangelischen Bekenntnisses aber auch der Ausbildung städtischer Funktionsebenen dienen sollte (*Das Schulwesen in Herford, Minden und Soest im Spiegel der Kirchenordnungen. Zur konfessionellen Abgrenzung am Beispiel schulischer Bildung in der Reformationszeit*, 319–336). Der Verbindung von *Humanismus und Buchdruck im Städtedreieck Münster – Deventer – Köln* (141–188) geht Bertram Haller nach, während der kunsthistorische Beitrag Roland Piepers gotische Chor Neubauten an städtischen Ratskirchen des 14./15. Jh.s in den Blick nimmt (*Chöre der Räte aus dem 15. und frühen 16. Jahrhundert. Entwicklung – Funktion – Transformation*, 189–229). Anhand eines Instruments der Kirchenreform, den zwischen 1530 und 1532 entstandenen Thesenreihen aus Minden, Soest, Münster und Osnabrück, geht Christian Peters den zentralen Anliegen der Stadtreform in Westfalen nach (*Um was ging es in der Reformation? Die westfälischen Stadtreformationen im Spiegel ihrer frühen Thesenreihen*, 233–277), die auch Gegenstand des Beitrags von Werner Freitag sind. Am Beispiel der größeren, weitgehend autonomen westfälischen Städte Minden, Münster, Paderborn, Soest und Lippstadt geht Vf. der Frage nach, wie Konflikte zwischen Rat und Bürgerschaft im Zuge der Einführung und Umsetzung des reformatorischen Bekenntnisses artikuliert und gelöst wurden. Dabei kann er spezifische Verlaufsformen und eine „Dialektik der Stadtreformation“ (288) aufzeigen, die von der Bürgerschaft zunächst gegen den Willen des Rates gefordert wurde, nach ihrer Umsetzung aber in eine Überhöhung des Rates mündete (*Rat und Bürgerschaft. Aspekte der Stadtreformation in Westfalen*, 279–288). Insgesamt zeichnet sich der Band durch die Betrachtung des Zusammenspiels von spätmittelalterlichen Reformgedanken und reformatorischen Forderungen bzw. Neuerungen aus und kann damit auch Erklärungsansätze für die „Verspätungen“ (3) der Reformation in Westfalen liefern. S. N.

Die Reformationgeschichte der westfälischen Hansestädte Herford, Minden, Münster und Soest ist Gegenstand dreier Beiträge im 113. Band des *Jahrbuchs für westfälische Kirchengeschichte* (2017). Jürgen Kampmann greift in seinem Beitrag *Die Umgestaltung des kirchlichen Lebens in Herford, im Bereich des Bistums Minden und in der Grafschaft Ravensberg im Zuge der Reformation* (15–45) auf und bezieht entschieden Stellung gegen die These von einer „verspäteten Reformation“ in Westfalen (17–18), die auch in aktuellen kartografischen Darstellungen ihren Niederschlag findet (21–34). Entsprechend plädiert Vf. dafür, das Augenmerk auf die sukzessive Veränderung des kirchlichen Lebens im Untersuchungsraum zu legen (35–45). Christian Peters liefert mit *Warum entgleiste die Reformation in Münster? Der Weg des Bernhard Rothmann* (47–96) eine Kurzfassung seiner ausführlichen Biografie des Humanisten Rothmann, der den Verlauf resp.

das Scheitern der Münsteraner Stadtreformation maßgeblich beeinflusste. Vom gleichen Autor stammt der Beitrag *Neues aus Soest. Die „Strenae“ (1623) des Johannes Schwartz (1565–1632) und die Soester Kirchenordnung von 1628* (117–225), der die Herausforderungen, vor die sich die Soester Kirche im ersten Drittel des 17. Jh.s gestellt sah, und auch den Weg zu einer Neuordnung nachzeichnet, den insbesondere die Schriften des Soester Theologen Johannes Schwartz dokumentieren. Neben 18 Abb. sind dem Text eine Edition der Kirchenordnung des Johannes Schwartz (193–210) und der Visitationsordnung der Bördekerche (211–212) sowie ein Anhang mit einem Verzeichnis der gedruckten Schriften Schwartz' (213–215) und der Soester Drucke Martin Hesses (215–225) beigegeben. S. N.

Hans Nordsiek, ehemaliger Leiter des Mindener Kommunalarchivs, bietet mit *Minden an der Weser. Stadtentwicklung, Stadtautonomie und Stadtherrschaft von den Anfängen bis 1806* (Mitt. des Mindener Geschichtsvereins 89, 2017, 7–94) einen profunden, mit reichhaltigem Anschauungsmaterial (34 Abb., Karten und Pläne) sowie einer umfassenden Bibliografie (88–94) versehenen Einblick in die Geschichte der Stadt. Der Text, ein um neuere Literatur ergänzter Beitrag für das Handbuch-Projekt „Residenzstädte im Alten Reich“, widmet sich in zwei chronologisch angelegten Abschnitten zunächst den naturräumlichen Besonderheiten, der Entwicklung der Siedlung vom Ufermarkt zur Bischofsstadt (7–25) und dem Weg zur kommunal verwalteten Bürgerstadt (25–35). Daran schließen drei thematisch angelegte Abschnitte an, die Wirtschaft und Verkehr (35–50), Kirchen- und Reformationgeschichte (50–66) sowie stadtbauliche und landpolitische Maßnahmen (66–73) und – gleichsam als Fazit – den Mindens Geschichte vom Mittelalter bis in die Neuzeit prägenden Gegensatz zwischen Stadtautonomie und Stadtherrschaft (73–79) in den Blick nehmen. Vf. gelingt so ein enzyklopädisch dichter Beitrag zur Geschichte einer Stadt, deren Handelsgeschichte „unter Einschluss des Handels der Mindener Hansekaufleute zwischen den Hansekontoren London, Bergen und Novgorod und ihrer Heimatstadt Minden“ (42) jedoch noch ausstehe. S. N.

Unter den Beiträgen des 130. Bandes der *Soester Zeitschrift* (2018) sind insbesondere zwei Untersuchungen anzuführen, die Aspekte der Soester Frömmigkeits- und Reformationgeschichte behandeln. Ulrich Löer stellt mit der Kusstafel aus St. Patrokli, dem Scheibenkreuz aus der Hohenkirche, einem Wandfresko aus St. Petri und einem Choralbuch aus dem Kloster Paradiese vier zwischen 1230 und 1496 entstandene Soester Darstellungen der Ölbergzene und ihre spezifische Gebrauchssituation und Aussageabsicht vor (5–13). Roland Götz macht am Beispiel des Bördenkirchspiels Welver den nach der

Stadtreformation in Soest 1531 einsetzenden langwierigen und konfliktreichen Konfessionalisierungsprozess im Soester Umland durchsichtig, der mit der Aufhebung der katholischen Gemeinde Welper endete (15–34). S. N.

Einen wichtigen Beitrag zu der bislang nur unzureichend erforschten Reformationgeschichte Bielefelds und zur Stadtreformation insgesamt leistet Tobias Welbers mit seiner 2017 mit dem Gustav-Engel-Preis zur Förderung des geschichtswissenschaftlichen Nachwuchses durch den Historischen Verein für die Grafschaft Ravensberg ausgezeichneten und 2018 publizierten Masterarbeit zu *Möglichkeiten und Grenzen der humanistischen Reform in den vereinigten Herzogtümern Jülich-Kleve-Berg* (Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 103, 2018, 7–100). Mit dieser auch als *Via media* bezeichneten humanistischen Reform versuchten die eher reformationsskeptischen klevischen Herzöge, eine Erneuerung der katholischen Kirche und den Ausgleich zwischen den Konfessionen voranzutreiben. Prägend war der kirchenpolitische Kurs der Landesherrn auch für den Verlauf der Stadtreformation in Bielefeld von 1533 bis 1609, wie Vf. u. a. anhand von landesherrlichen Vorgaben (Kirchenordnung von 1532/33, Declaratio von 1533), Visitationsprotokollen und den Schilderungen des Bielefelder Pfarrers und Kirchenhistorikers Hermann Hamelmann nachweisen kann. Dabei verbindet er Makro- und Mikroebene und untersucht die Leitlinien der in zwei Phasen unterteilten humanistischen Reform der klevischen Herzöge (16–39) und ihre Auswirkungen auf den Reformationsverlauf in Bielefeld (39–64). Die daran anschließende Analyse der allmählichen Aufnahme lutherischer Teilelemente (z. B. Predigtamt, Laienkelch, Gemeindegesang) in der formal bis 1609 katholischen Stadt (64–93) belegt indes, dass die humanistische Reform allenfalls Anfangerfolge verzeichnen und insgesamt nur „die Hülle des katholischen Kirchwesens“ (96) konservieren konnte. S. N.

Ulrich Andermann greift in *Fraterherren und Humanismus?* (WestfZs. 167, 2017, 37–57) eine in der älteren Forschung intensiv geführte Debatte (38–41) auf und geht einer möglichen Beeinflussung des Humanismus durch die sich von den Niederlanden über das Münster- und Rheinland bis nach Mecklenburg ausbreitende semireligiöse Bewegung der Brüder vom gemeinsamen Leben nach. Zunächst wird deren spezifische, den individuell-verinnerlichten Zugang zu Gott betonende Frömmigkeit in den Blick genommen und mit den Vorgaben des ältesten Statutenwerks deutscher Fraterherren von 1437 ein erster Hinweis auf eine eher geringe Anschlussfähigkeit der Bewegung für den Humanismus geliefert (41–43). Im Anschluss skizziert Vf. die strukturellen Rahmenbedingungen der Fraterherren-Konvente, um auf dieser Basis Detailuntersuchungen zu den Niederlassungen in Deventer, Münster, Köln, Wesel, Herford und

Rostock vom 15. bis 16. Jh. anzustellen (43–55). Gefragt wird dabei insbesondere nach der strukturellen Einbindung der Fraterherren in die städtische bzw. humanistische Bildungslandschaft und es zeigt sich, dass sie hauptsächlich in der Scholarenbetreuung tätig waren, jedoch – bis auf Rostock – keine eigenen Schulen unterhielten oder gar im Sinne eines humanistischen Bildungsauftrages agierten. Insgesamt erweist sich der in der älteren Forschung angenommene Zusammenhang zwischen Fraterherren und Humanismus also als „schlichtweg falsch oder schwer nachweisbar“ (57). S. N.

Eine neue Perspektive auf den Stellenwert dörflichen Handels und Gewerbes eröffnet Wolfgang Schindler in seiner anregenden Detailstudie zum ravensbergischen Weichbild Werther von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jh.s (WestfZs 168, 2018, 99–128). Ein 1488 erlassenes und bis zur Mitte des 17. Jh.s immer wieder bestätigtes Handelsprivileg der ravensbergischen Landeshauptstadt Bielefeld legt zunächst die Deutung nahe, dass ländlicher Handel und Gewerbe zugunsten der Förderung der städtischen Wirtschaft – auch im Weichbild Werther – stark eingeschränkt wurden. Die Umsetzung dieses sowie vergleichbarer Handelsprivilegien in anderen Städten verlief jedoch alles andere als einfach: Es kam immer wieder zu Auseinandersetzungen, in deren Verlauf sich Bielefeld, Lemgo und Herford auf der Suche nach Verbündeten auch – erfolglos – an die Hanse wandten (106). Mitte des 17. Jh.s brach der Konflikt um das Handelsprivileg zwischen Bielefeld und Werther wieder auf und auf Veranlassung der Werther Bürgermeister wurde 1646 ein Notariatsinstrument erstellt, das die Position des Weichbilds festigen sollte. Die Analyse dieser Quelle, die Befragungen von 99 Handel- und Gewerbetreibenden aus Werther verzeichnet, belegt den bereits im 15. Jh. einsetzenden hohen Differenzierungsgrad im dörflichen Handel und Gewerbe, der Werther wirtschaftliche Unabhängigkeit sicherte und ermöglichte, Bielefeld als Zwischenhandelsplatz zu umgehen (106–116). Eine Edition des Notariatsinstruments ist dem Beitrag beigegeben (121–126) und es bleibt zu wünschen, dass künftig noch mehr Studien dieser Art Funktionsweise und Leistungsfähigkeit des ländlichen Wirtschaftslebens erhellen. S. N.

Im 58. Band von *Niederdeutsches Wort* (2018) liegt ein Schwerpunkt auf sprachgeschichtlichen Aspekten der Reformation. An die konzise Einführung von Robert Peters (*Zur Sprache westfälischer Reformatoren und ihrer Gegner*, 7–11) schließt sich der Beitrag von Hermann Niebaum an, der u. a. auf Grundlage von Kirchenordnungen und chronikalischen Zeugnissen der *Reformation in Stadt und Stift Osnabrück* (13–40) nachgeht und dabei auch die Bedeutung der Volkssprache berücksichtigt (28–31). Soest wird als ein Zentrum der westfälischen Schreibsprachenlandschaft auch durch

überwiegend aus der Ferne zugewanderte Reformatoren geprägt, wie Robert Peters an für die Reformation in Soest zentralen Gestalten zeigen kann (*Zur Sprache der Soester Reformatoren*, 41–53). Christian Fischer betrachtet hingegen Leben und Werk des Soester Minoriten Patroklus Boeckmann, der unter dem Pseudonym Daniel von Soest eine Reihe antilutherischer Schriften verfasste (*Daniel von Soest. Zu Person, Werk und Sprache eines katholischen Kontroverstheologen*, 55–71). Welche Folgen der Wechsel der Schreibsprachenlandschaft haben konnte, zeigt Gero Gehrke am Beispiel des Westfalen Johannes Bracht, der ab 1451 als Sekretär des lübischen Rates tätig war (*Westfälisch oder lübisch? Der Westfale Johann Bracht als Sekretär des lübischen Rats (1451–1481)*, 73–102). Abgeschlossen wird der Band durch Volkert F. Faltings‘ Untersuchung *Friesisch-niederdeutscher Sprachkontakt am Beispiel des gesprochenen Niederdeutschen der Insel Föhr* (103–126). S. N.

Warendorfs Geschichte als Handels- und Hansestadt beleuchtet der Band *Handel, Hanse, Warendorf*, hg. von Laurenz Sandmann (Stadt- und statt Museum – Schriften der Altstadtfreunde Warendorf, Bd. 2, Petersberg 2019, Michael Imhof Verlag, 150 S., zahlr. Abb.). Behandelt wird dabei zunächst der Fernhandel: Knut Langewand umreißt Warendorfs eher marginale Position als eine der kleinen Städte in der Hanse, die jedoch eingebunden war in Meinungs- und Entscheidungsprozesse der Städte des Dreinquartiers (*Kleine Hansestadt an der Peripherie*, 9–13). Martin Steinkühler beschäftigt sich weniger mit Warendorf, sondern mit der Großregion Westfalen und den preußisch-westfälischen Handelsbeziehungen (*Die Hansestädte im Preußenland und Westfalen*, 14–29). Auf knappe Porträts der preußischen Hansestädte und des Deutschen Ordens (14–24), folgen Überlegungen zum personell getragenen Austausch zwischen westfälischen und preußischen Hansestädten, der auch in den Kontoren nachweisbar ist (24–29). Ein Fund von 500 Münzen aus dem 13./14. Jh. steht im Zentrum des Beitrags von Stefan Wittenbrink (*Der Münzschatz von Everswinkel – Neues zu einem alten Fund*, 30–35), in dem bisherige Erkenntnisse gebündelt und dreizehn bislang nicht näher bestimmte Münzen aufgeführt und abgebildet werden. Fred Kaspar widmet sich in einem umfangreichen Beitrag der Bedeutung der Ems auch für den Warendorfer (Fern-)Handel bis ins 19. Jh. und dem damit verbundenen Ausbau des Warendorfer Gewerbegebietes am Mühlenkolk seit dem 17. Jh. (*Der Mühlenkolk. Warendorfer Hafen und Gewerbegebiet*, 36–85). Der zweite Komplex des Bandes kreist um den Warendorfer Markt als Ort des Handels: Die Versuche eines nach Warendorf geflüchteten Adligen sich im Fernhandel zu betätigen, illustrieren drei seiner Briefe, die im Beitrag von Hans Rennemeier (*Ein französischer Kaufmann in Warendorf*,

86–93) fotografisch reproduziert und übersetzt werden. Zum Abschluss stehen bauliche Entwicklung und Funktion zentraler Gebäude am Warendorfer Markt im Mittelpunkt der Betrachtung: Die Geschichte des Warendorfer Rathauses als eines multifunktionalen Gebäudekomplex behandelt Laurenz Sandmann (*Rathaus, Kaufhaus, Lager und Gerichtstätte*, 94–109), gefolgt von den Beiträgen zu *Stadtwaage, Stadtkeller und städtische[m] Brauhaus* (110–118) und zum städtischen Fleischhaus (*Die Scharne auf dem Markt*, 119–150) von Fred Kaspar. Insgesamt werden also zahlreiche Aspekte der Warendorfer Handelsgeschichte und Wirtschaftstopografie thematisiert und durch ausgewählte Bild- und Kartenmaterialien illustriert. S. N.

Wolfgang Kluß, *Korbach und die Hanse. Ein Beitrag zur Stadt-, Stadtrechts- und Wirtschaftsgeschichte Korbachs* (Einblicke aus Archiv und Museum der Kreis- und Hansestadt Korbach und Archiv der Alten Landesschule, Bd. 2, Korbach 2018, Selbstverlag, 346 S., zahlr., zumeist farbige Abb.). – Die letzte Gesamtdarstellung der Geschichte Korbachs aus der Feder von Wolfgang Medding erschien 1955, in dritter Auflage 1988. Nun hat K., seit 2011 Leiter des Stadtarchivs Korbach, eine neue Stadtgeschichte vorgelegt, die der Geschichte der Stadt von den ältesten Nachrichten aus der Zeit der Sachsenkriege Karls d. G. bis ins späte Mittelalter im Licht neuerer Forschungen nachgeht: vom fränkischen Königshof über die Verleihung des Stadtrechts durch den Paderborner Bischof Bernhard II. 1188 (?), das allerdings nur in einer nicht unstrittigen Abschrift aus dem 16. Jh. überliefert ist und Bezüge zum Soester Recht aufweist, die Zusammenlegung von Alt- und Neustadt 1377 mit den damit verbundenen Verfassungsänderungen, die Entwicklung des Zunftwesens in der Stadt bis zu den steinernen Zeugen einer „hansischen“ Vergangenheit „rund um den Altstädter Markt“ (24). Dabei wird durchgängig der Mangel an quellenmäßig belegbaren Erkenntnissen durch oft wenig überzeugende Vermutungen ersetzt. – Das gilt weitgehend auch für die Ausführungen des Vf.s über die auswärtigen Beziehungen Korbachs. Dass Kaufleute aus Korbach in Soest und anderen, vorwiegend ostwestfälischen Städten Handel getrieben haben, mag zwar naheliegen, den einen oder anderen Quellenbeleg hätte man sich aber doch gewünscht. Wenn ein Wasmodus de Curbach bei der Beurkundung eines Pachtvertrags des Walburgis-Klosters in Soest genannt wird (173), um nur dieses Beispiel zu nennen, dann wird man darin wohl kaum einen Beweis für kaufmännische Aktivitäten sehen können. Im Mittelpunkt der Ausführungen über die wirtschaftlichen Beziehungen zu Köln, die, so Vf., zustande gekommen sein könnten, weil Kölner Kaufleute auf dem Weg von Frankfurt am Main nach Osten (Leipzig, Breslau) und Norden (Lübeck) in Korbach Station gemacht und hier „geschäftliche Kontakte geknüpft“ haben könnten (191), stehen die

aus Korbach stammende Kölner Kaufmannsfamilie Rinck sowie die beiden oft zitierten und kontrovers diskutierten „Kölner Listen“ von 1469 und 1494, in die Korbach als zur Hanse gehörige Stadt aufgenommen wurde. Beide Listen enthalten jedoch sehr tendenziöse Zusammenstellungen: 1469 ging es Köln darum, die Rechtmäßigkeit der Beschlüsse über die Ausweitung der Schoßpflicht in Brügge zu bestreiten; 1494 ging es darum, den Kreis der zu einer neuerlichen Tohopesate beitragspflichtigen Städte zu erweitern, unter ihnen Korbach, das an den Beratungen darüber aber gar nicht beteiligt war. Bezeichnend ist, dass schon 1518 bei den entsprechenden Verhandlungen in Lübeck eine Mitgliedschaft Korbachs in der Hanse überhaupt nicht mehr in Erwägung gezogen wurde. Diesem Aspekt der Korbacher Stadtgeschichte aber gilt das Hauptaugenmerk des Vf.s, dem Nachweis nämlich der Zugehörigkeit Korbachs zur Hanse (wenigstens für die zweite Hälfte des 14. und die erste Hälfte des 15. Jh.s). Ob dieser Nachweis gelungen ist, steht jedoch dahin. Dass es aus den bekannten Gründen zugegebenermaßen schwierig ist, im Einzelfall zu entscheiden, welche der „kleinen Städte“ tatsächlich als Hansestädte anerkannt waren, steht außer Frage. Es ist deshalb in der Tat erforderlich, die „Beziehungen der jeweiligen Stadt zur Hanse“ (237) in jedem Fall und auf der Grundlage einer gewissenhaften Lektüre der einschlägigen Quellen sorgfältig zu prüfen. Mit Blick auf Korbach bedeutet das freilich: Wenn Johann Rinck zu Beginn des 15. Jh.s aus Korbach nach Köln abwandert, sich dort niederlässt und es dort zu Wohlstand und Ansehen bringt, dann wird Korbach dadurch nicht eo ipso zur Hansestadt. Wenn Korbach aber zum Zeitpunkt der Abwanderung bereits eine Hansestadt war (197), dann müssten sich auch aus der Zeit vor 1400 und unabhängig von der Familie Rinck „Beziehungen zur Hanse“ aufzeigen lassen. Solche Beziehungen sucht man aber vergeblich. – Wenn Kaufleute aus Korbach 1456 gemeinsam u. a. mit Kaufleuten aus Kassel, Eschwege und Trendelburg Deventer aufgesucht haben, um Tuche, Heringe, Butter und Käse einzuzukaufen (der Beleg ist an der angegebenen Stelle in den Hansrezessen allerdings nicht zu finden), dann ist auch das kein Beweis für den hansestädtischen Charakter der Stadt, zumal nach dieser Logik auch Kassel, Eschwege und Trendelburg Hansestädte gewesen sein müssten. Auch der sich über mehr als ein halbes Jh. hinziehende Streit einer Korbacher Familie mit Reval wegen der Hinterlassenschaft eines in Livland verstorbenen Verwandten ist kein Beweis für die Teilnahme Korbacher Kaufleute am hansischen Handel. Und wenn nach den „Beziehungen zur Hanse“ gefragt ist, dann zeigt auch die Tatsache, dass Korbach, wenn schon nicht zu den gesamthansischen Tagfahrten, nicht einmal zu den Kölner Drittelstagen geladen wurde und damit nicht einmal in diesem Rahmen die Möglichkeit hatte, die eigenen „hansischen“ Interessen zur Geltung zu bringen, wie weit die Stadt von

der Hanse entfernt war. – Das Buch enthält eine Reihe sachlicher Fehler im Detail und manche Ungereimtheit. Um nur ein Beispiel zu nennen: Im Quellenverzeichnis (339) wird unter den Herkunftsorten der „Originaldokumente“ neben dem Stadtarchiv Korbach und dem Revaler Ratsarchiv das „Hansearchiv“ genannt. Welches Archiv gemeint ist, verrät K. nicht. – Man wird Korbach nur in den Rang einer Hansestadt erheben können, wenn man bereit ist, Mutmaßungen an die Stelle gesicherter Quellenzeugnisse treten zu lassen.

V. H.

NIEDERSACHSEN. Rudolf Holbach, *Grafenherrschaft, Städte und Handel. Oldenburg und die Hanse im späten Mittelalter* (OldbJb. 118, 2018, 9–34), betrachtet das Verhältnis zwischen Oldenburg und der Hanse vor allem während der Regierungszeit Gerhards des Mutigen (1450–1482) auf dem Hintergrund unterschiedlicher, aber nicht unüberwindbarer Interessen des Landesherrn auf der einen und der hansischen Kaufleute auf der anderen Seite. Während es der Hanse (und den einzelnen Städten) um den Schutz und die Sicherheit der Personen und ihrer Waren ging, wussten die Grafen die geldlichen Leistungen zu schätzen, mit denen die Hansens Geleitzsagen honorierten oder die sie ihnen als Kredite bereitstellten; zugleich war den Grafen daran gelegen, die Attraktivität der eigenen Märkte zu fördern. So war man zwar in vielfältiger Weise aufeinander angewiesen, Konflikte blieben dennoch nicht aus. Auf breiter Quellengrundlage geht H. diesen Konflikten mit der Hanse resp. einzelnen Hansestädten nach, die ausgelöst wurden durch den Umgang mit den Seeräubern und die territorialpolitischen Ambitionen sowohl des Grafen als auch seines Bruders Christian, der 1448 den dänischen Thron bestiegen hatte, und die verbunden waren mit Überfällen auf hansische Kaufleute zu Wasser und zu Lande. Und auch nach dem Rückzug Gerhards von den Amtsgeschäften hörten die Behinderungen des hansischen Handels durch die Oldenburger Grafen nicht auf. Die Frage, warum die Stadt Oldenburg, die oft als Absatzmarkt für Raubgut der Vitalienbrüder diente, nie Hansestadt geworden ist, beantwortet H. dahingehend, dass die Mitgliedschaft weder von den Oldenburger Grafen noch von den benachbarten Hansestädten aus unterschiedlichen Gründen erwünscht gewesen wäre.

V. H.

Von den Mühlen, im späten Mittelalter in und um Hannover fromm zu sein, schreibt Katharina Colberg (HannGbl. NF 72, 2018, 58–86). Dabei geht es unter besonderer Berücksichtigung des 15. Jh.s zunächst um Beichte und Ablasswesen, um Wallfahrten, vielfach zu näheren Zielen wie dem Nikolausberg bei Göttingen sowie um Stiftungen zur Sicherstellung der Memoria. Ebenso werden Ansätze zu Verbesserungen in der Seelsorge und spezielle

Ausdrucksformen der Religiosität wie der Eintritt in geistliche Institutionen angesprochen, das Beginnenwesen, die Sorge für das Seelenheil bei den Zünften, die Bruderschaften, Armen- und Krankenfürsorge, Fasten, Prozessionen, Reliquienverehrung und weitere Formen der Frömmigkeit. Wert gelegt wird bei dem facettenreichen Überblick darauf, dass keineswegs nur Angst und Berechnung das religiöse Tun bestimmten. R. H.

Einen Beitrag zur Geschichte eines der wichtigsten Baudenkmäler aus der Hansezeit der Stadt, als dessen Träger der Rat erscheint, liefert Urs Boeck über *Hannovers Marktkirche. Wege der Forschung* (HannGbl. NF 72, 2018, 130). Er skizziert zunächst knapp die wichtigsten Daten ab 1319, beschreibt detailliert Grundriss und Baufolge unter Bezug auf Vorbilder und Parallelbauten und stellt dem ersten, namentlich nicht bekannten Werkmeister, den er mit Kölner, Soester oder vielleicht Lübecker Baustellen in Verbindung bringt, ein hervorragendes Zeugnis aus. Hinter den konzeptionellen Eingriffen unter seinen Nachfolgern mit dem Anknüpfen an eine andere, u. a. durch die Johanneskirche in Lüneburg repräsentierten Bautradition vermutet er den Willen der Bauherren. R. H.

Philipp Haas und Martin Schürer erschließen und edieren ein bislang wenig beachtetes Quellenzeugnis zur Geschichte Einbecks: *Die Einbecker Reimchronik des Henning Schottelius von 1580. Einordnung – Deutungsansätze – Transkription* (NdsächsJb. 90, 2018, 7–42). Die mit dem Gildebuch der Bäcker überlieferte, im Knittelvers verfasste Chronik nimmt – gestützt für die ältere Zeit vor allem auf die Vorlage von Albert Kranz – verschiedene Ereignisse aus der Geschichte Einbecks vom hohen Mittelalter bis zum zweiten großen Stadtbrand 1549 in den Blick. Sie spiegelt aber vor allem aus protestantischer Sicht die religiösen Auseinandersetzungen während der Reformationszeit sowie die Versuche der Stadt im 16. Jh. wider, eine größere Unabhängigkeit vom welfischen Herzog von Braunschweig-Grubenhagen als Landesherrn zu erreichen. R. H.

Mareike Beulshusen leistet über die Rekonstruktion und Beschreibung des größten Braunschweiger Kirchendiebstahls überhaupt, der Motivlage und des sozialen Hintergrunds von Tätern sowie Auftraggebern und der Strafverfolgung durch Gericht und Obrigkeiten einen interessanten Beitrag zur frühneuzeitlichen Kriminalgeschichte und gibt zugleich einen Einblick in das Justizwesen der Stadt: *Diebisches Gewerbe und gerichtlicher Prozess. Der Kirchenraub von St. Blasius in Braunschweig am 5. Mai 1574 und seine Täter* (BraunschwJb. 99, 2018, 53–84). R. H.

Stefan Roth, *Geldgeschichte und Münzpolitik im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg im Spätmittelalter, 1: Die Rechnungsbücher der Braunschweiger Münzstätte, 2: Geldgeschichte und Münzkatalog* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 293/294, Göttingen 2018, Wallstein Verlag, 1: 292 S., 9 Abb., 2: 741 S., 1418 Abb.). – Völlig zutreffend formuliert der Autor in seiner Fragestellung, dass es kaum möglich ist, die Geschichte der Hanse ohne die Geldgeschichte zu erforschen. Exemplarisch verweist er dabei auf das Fundvorkommen von Lüneburger Münzen, das die große Bedeutung des Lüneburger Salzhandels innerhalb der Hanse verdeutlicht. Im Zentrum seiner Untersuchung steht somit die spätmittelalterliche Geldgeschichte und Münzpolitik der Herzöge und Städte im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg. Die zeitlichen Eckpunkte bilden zum einen die Gründung des Herzogtums im Jahr 1235, zum anderen die Jahre 1501/02, in denen der Übergang zur Prägung von Großsilbermünzen vollzogen wurde.

In seiner münz- und geldgeschichtlichen Analyse widmet sich der Autor zuerst der Münzprägung in den einzelnen Städten und Territorien, gegliedert in vier Kapiteln, die folgendermaßen strukturiert sind: der Süden des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg, das Fürstentum Braunschweig, der Westen des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg und das Fürstentum Lüneburg. Dabei steht im Zentrum des Interesses die Frage, welche Münzen ausgeprägt wurden. Aber auch der Münzbetrieb selbst wird beleuchtet. Daneben geht es um die Gegenstempelung von Stücken und um den Umgang mit Silberbarren. Letztere stellen ein historisch besonders interessantes Phänomen dar, fungierten sie doch als Großsilbergeld. Da Lüneburg Mitglied des Wendischen Münzvereins war, betreffen die Analysen insgesamt die Münzpolitik der wendischen Städte, die den Kernbereich der Hanse bildeten. Durch vereinheitlichende Absprachen zwischen Lübeck, Hamburg, Wismar und Lüneburg (ab 1379/81), denen sich weitere Münzstätten mit wechselnder Zugehörigkeit oder mit bloßen Nachahmungen anschlossen, entwickelte sich der Witten zeitweilig zu einer Leitmünze für die Münzpolitik der Hansestädte im Wendischen Quartier. Mit ihm nahm der Wendische Münzverein als Währungsunion der norddeutschen Hansestädte feste Gestalt an.

Der Hauptteil der Arbeit mit der Münz- und Geldgeschichte wird ergänzt durch umfangreiche Anlagen, durch ein Glossar und durch einen Urkundenanhang, in dem die wichtigsten ungedruckten Urkunden wiedergegeben werden. In einem anschließenden Teil erfolgt die Aufstellung der Münzfunde, die Stücke aus den Münzstätten des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg mit einer Prägezeit zwischen 1235 und 1501 aufweisen. Dieser Katalog besitzt eine beachtliche Dimension, umfasst er doch immerhin 475 Funde. Bekanntermaßen bilden die Münzfunde eine Hauptquellengruppe der numismatischen Forschung, liegt doch in ihrer Bearbeitung ein Schlüssel für die Beantwortung

von münz- und geldgeschichtlichen Fragestellungen. Im Vordergrund steht dabei immer die Herkunfts- und Nominalstruktur des Geldumlaufs, die es zu rekonstruieren gilt. Bei der weitergehenden Auswertung von Funden können dann sogar wirtschaftshistorische Phänomene beleuchtet werden. Neben den Münzfunden werden in diesem Teil der Arbeit auch die Münztypen, Barrenstempeltypen und Gegenstempeltypen vorgestellt – strenggenommen handelt es sich hierbei um den eigentlichen Münzkatalog. Zusammengefasst werden die beiden ersten Hauptteile unter dem Titel „Geldgeschichte und Münzkatalog“, die wiederum Teil 2 des Gesamtwerkes bilden. In einem ersten Teil werden drei Rechnungsbücher der Braunschweiger Münze sowie eine Handschrift zum Silberankauf in der Münzstätte aus dem 15. Jh. ediert. Hinsichtlich der Quellen lässt sich also unschwer ablesen, dass der Autor sowohl die Münzen als auch die Schriftquellen herangezogen hat. Ein solches methodisches Vorgehen kannte beispielweise schon Michael North, als er in seiner 1990 veröffentlichten Habilitationsschrift den Geldumlauf und die Wirtschaftskonjunktur im südlichen Ostseeraum an der Wende analysierte; Lüneburg mit seinem Salzhandel findet dort vielfach Erwähnung. Roth hätte diese exzellente Studie durchaus zur Kenntnis nehmen können.

Die von Stefan Roth vorgelegte Untersuchung fußt auf seiner Dissertation, die von der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen 2016 angenommen wurde. Für deren Qualität spricht allein schon die Tatsache, dass der Autor dafür mit dem renommierten Walter-Hävernich-Preis ausgezeichnet wurde. Dieser Preis wird von der Nachwuchsstiftung der Numismatischen Kommission der Länder der Bundesrepublik Deutschland für Arbeiten einer Nachwuchswissenschaftlerin bzw. eines Nachwuchswissenschaftlers vergeben, die wissenschaftliches Neuland erschließen, über die Fachgrenzen der Numismatik hinaus wirken und in ihrer sprachlichen Gestaltung vorbildhaft sind. Für die Arbeit von Stefan Roth trifft diese Einschätzung voll und ganz zu – auch der Rez. kann sich diesem Urteil anschließen.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen: Wie schon angekungen, ist der Aufbau der Arbeit „gewöhnungsbedürftig“. In vergleichbaren Arbeiten – man denke an Monografien von Michael Kunzel über das mecklenburgische Münzwesen – werden die Münztypen nicht innerhalb der Münzfunde angeordnet. Warum die Rechnungsbücher als Teil 1 noch vor der Münz- und Geldgeschichte rangieren, erschließt sich mir auf den ersten Blick nicht; die Urkunden finden sich auch im hinteren Teil der Arbeit. Dass in einer Dissertation mit Thesen gearbeitet wird, ist selbstverständlich. Dennoch gilt die Grundannahme eines immanenten Wertverfalls der mittelalterlichen Münzen als kaum belegbar. Ob die für die Zeit der regionalen Pfennigmünze typischen Münzverrufungen auch im Spätmittelalter so praktiziert wurden, bleibt weiter zu hinterfragen. Ein Glossar ist zweifellos hilfreich, doch sind manche

Erklärungen in einer numismatischen Arbeit überflüssig („Münzrecht: Recht Münzen zu prägen“). Leider sind manche Abbildungen so dunkel geraten, dass man nur erahnen kann, um welche Stücke es geht. Dennoch: Das Werk von Stefan Roth verdient weite Verbreitung, nicht nur unter Numismatikern, sondern auch unter Hanseforschern.

Torsten Fried

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. Jorun Poettering, *Portugiesische Hamburger und Hamburger Portugiesen. Zur Migration von Kaufleuten im 17. Jahrhundert* (in: *Fluchtpunkt Hamburg. Zur Geschichte von Flucht und Migration in Hamburg von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, hg. von Nele Maya Fahnenbruck und Johanna Meyer-Lenz, Bielefeld 2018, transcript Verlag, 135–156). – Vf.in erinnert an die Migration einer Gruppe portugiesischer Juden im 16. und 17. Jh. nach Hamburg. Die seit 1580 einwandernden, in Portugal zumeist zwangsweise zum Christentum konvertierten Juden etablierten sich als wichtige Geschäftspartner in der Stadt, vor allem im Handel mit Portugal. Wesentlich früher, mit der portugiesischen Überseeexpansion beginnend, wandte sich eine Gruppe Hamburger Kaufleute nach Portugal und ließ sich dort nieder, um ihrerseits den Handel mit ihrer Heimatstadt zu pflegen. Beide Gruppen, die jeweils zwischen 20 und 60 Kaufleuten stark waren, wurden im neuen Umfeld sehr unterschiedlich aufgenommen. Waren die Hamburger in Portugal privilegiert und erfreuten sich eines hohen sozialen Prestiges, wurden die portugiesischen Juden, die in Hamburg als Gruppe lebten und identifizierbar blieben, unterdrückt und segregiert. So kam es, dass die Hamburger sich schnell in der neuen Heimat integrierten und assimiliert wurden, die portugiesischen Juden ausgegrenzt blieben.

Vf.in prüft an diesen beiden Gruppen von Fremden im Ausland die Aussage Georg Simmels von 1908 in dessen „Exkurs über den Fremden“, in dem er schreibt: Der Fremde erscheine „allenhalben als Händler bzw. der Händler als Fremder“. Dazu vergleicht sie den Handel der portugiesischen Juden mit dem der Hamburger Kaufleute und fragt nach Besonderheiten ersterer. Sie stellt die Migration beider Gruppen vor, gibt einen Überblick über ihren jeweiligen Handel und untersucht die rechtlichen Bedingungen, unter denen beide Gruppen tätig werden durften sowie ihre Integration und Assimilation in die aufnehmende Gesellschaft und die Konsequenzen für ihren Handel. Vf.in stellt mit Duarte Nunes da Costa und Peter Hasse zwei prominente Vertreter beider Gruppen vor und verortet sie in ihren Gemeinschaften. Sie argumentiert gegen den bisher überschätzten wirtschaftlichen Einfluss der portugiesischen Juden in Hamburg anhand der Bankkontenumsätze und der Admiralitätsszollbücher und zeigt, dass die Hamburger in Portugal ganz andere Möglichkeiten geboten bekamen und erfolgreich nutzten. Während sie sich assimilierten, also keine Fremden mehr waren, aber dennoch weiter Handel betrieben, blieben die

Portugiesen in Hamburg marginalisiert. Dieser aus vorliegendem Band einzig hansisch relevante, sehr lesenswerte Beitrag ist leicht verändert bereits 2013 in der Zeitschrift für Unternehmensgeschichte erschienen, in dieser Version ist die seither erschienene Literatur nachgetragen. N. J.

Kriegsgefahr und Stadtentwicklung – Die erste Vermessung der Bremer Neustadt im Juni 1618 (BremJb. 97, 2018, 11–21) durch den Niederländer Johan von Valckenburg stellt Konrad Elmshäuser in den Kontext von Sicherungsmaßnahmen in unruhigen Zeiten, in denen die mittelalterlichen Mauern längst nicht mehr ausreichten. Die anschließend entstandene, erstmals als Foto veröffentlichte Kupferplatte von 1623 ist zugleich als älteste originale Abbildung der Bremer Neustadt von besonderer Bedeutung. R. H.

Der für die Geschichte Norddeutschlands und des Hanseraums interessante Beitrag aus der Feder von Oliver Auge, *Auf dem Weg zur Nachhaltigkeit? Ansätze zu Ressourcenschutz und Ressourcenregeneration im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schleswig-Holstein* (in: *Wirtschaft und Umwelt vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Auf dem Weg zu Nachhaltigkeit?*, hg. von Günther Schulz und Reinhold Reith, VSWG-Beihefte 233, Stuttgart 2015, 32–51) behandelt das Thema der Holznot vom 15. bis zum 18. Jh. Der Mythos der Holznot habe sich in der regionalhistorischen Literatur niedergeschlagen und sei bislang eher selten hinterfragt worden. Seit dem Mittelalter habe man Raubbau an den Wäldern betrieben, was zu einer Knappheit der Ressource Holz in Schleswig-Holstein geführt habe. Beispiele für eine verstärkte Holznutzung in der Frühen Neuzeit seien der Bau der dänischen Flotte und die Errichtung von Bastionen für das Landheer (36). Auch die Entwässerung sowie der Flutschutz mittels Deichbau hätten große Mengen Holz verbraucht (36–37), sodass Schweinemast oder andere Nutzung des Waldes kaum mehr hätten betrieben werden können. Die gewandelte Landschaft habe die Nutzung von Torf als Brennstoff gefördert, für dessen Abbau die Landesherren wiederum neue Siedlungen in moorigen Gebieten anlegten. Die Nachhaltigkeit suchten die Landesherren im 17. Jh. zu fördern, indem sie punktuell Ordnungen zum Schutz der Wälder erließen und für eine Regeneration sorgten (41). Mit Blick auf die Forschungsergebnisse aus anderen Räumen (Franken, Südwestdeutschland) sei die Ressource Holz immer dort umsichtig genutzt worden, „wo [es] der direkte ökonomische Nutzen der Wirtschaftstreibenden [...] zwangsläufig erforderlich machte“ (49–50). Vf. schließt mit einer Ankündigung, solches umsichtige Vorgehen mit Ressourcen interdisziplinär in Kiel erforschen zu wollen. Ein Ziel dabei sei es, die Eignung des Begriffs und der Vorstellung von Nachhaltigkeit zu hinterfragen. Das dem Beitrag nachfolgende Korreferat aus der Feder von

Winfried Freitag (53–57) kritisiert die Nutzung des Nachhaltigkeitsbegriffs im Beitrag Auges und betont eine vorherrschende Unübersichtlichkeit. Auch eine Nachhaltigkeit habe es im Verlauf der Frühen Neuzeit nicht gegeben, da das Land immer abhängiger von fossilen Ressourcen und von Importen geworden sei (56). Florian Dirks

Norbert Fischer, *Schleswig-Holstein. Das kleine Lexikon. Von Amrum bis Wikinger*, (Kiel-Hamburg 2017, Wachholtz Verlag, 187 S., zahlr. Abb.). – Wer immer schon wissen wollte, was Knallkörn ist, was der Unterschied zwischen pulen und pullen, warum Martje Flor oder Seeräuber Pidder Lüng zu Helden des Nordens wurden, ist bei diesem kleinen Lexikon gut aufgehoben. Fischer, dessen Name seit Jahrzehnten vor allem mit der wissenschaftlichen Erforschung des Deichbaus in Zusammenhang gebracht wird, macht sich hier auf, das nördlichste Bundesland populärwissenschaftlich zu erklären und streift dabei natürlich auch in vielerlei Zusammenhängen knapp die Hanse und ihre Zeit. Natürlich kann auch er nicht in wenigen Zeilen Stichwörter wie Alte Salzstraße, Backsteingotik, Bordscholmer Altar, Dithmarschen, Till Eulenspiegel, Hanse mit einer Abbildung der Carta Marina von 1539, Schlacht bei Hemmingstedt, Heringe, Holstentor, Motte, Ochsenweg, Roland, Rungholt, Strandrecht oder Trave erschöpfend erklären, zum Hinleiten auf hansische Themen ist dieses Büchlein aber durchaus geeignet. Wer etwas anderes sagt, ist eben ein Quakbüdel und sollte mal versuchen, ob sich seine Laune nach dem Genuss einer „Toten Tante“ bessert. Und wer glaubt, dies sei ein Aufruf zum Kannibalismus, zeigt nur, dass er das Lexikon nicht aufmerksam studiert hat. N. J.

MECKLENBURG/POMMERN. Anja Rasche und Nils Jörn, *Reformation in Wismar. Personen – Orte – Objekte* (Schriftenreihe der „Freunde und Förderer des Archivs der Hansestadt Wismar e.V.“, Bd. 8, callidus. Verlag, Wismar 2018, 213 S.). – Einen neuen Ansatz versucht der Wismarer Stadtarchivar im Verbund mit einer ausgewiesenen Kunsthistorikerin mit diesem Buch zur Reformation in Wismar: 56 Texte je zu einem Thema, einem Objekt, einer einschlägigen Quelle laden zur kurzweiligen Lektüre ein, ein „frischer Blick“ wird gewagt auf Spuren der Reformationszeit in der Stadt und – wenn immer möglich – die Verbindungslinie zur Gegenwart gezogen. Die vier Kapitel behandeln die Zeit vor der Reformation (Kap. I), die Reformationszeit (Kap. II und III) und das Reformationsgedenken bis heute (Kap. IV) – ein großer Bogen, der natürlich Themen und Prozesse umspannt, die nicht nur für Wismar Bedeutung hatten. Der Band hat ein auffälliges Design und stellt zu jeder Textseite eine Bildseite mit teils überformatigen, opulenten Fotos hervorragender Qualität: Er sucht den Zugang zum verstehenden Le-

ser über das Auge des Betrachters, ein Ansatz, der unserer bildorientierten Zeit Rechnung trägt. Dass nicht nur Wismarer Stücke gezeigt und erläutert werden, sondern z. B. auch ein in New York verwahrter Altaraufsatz des burgundischen Hofmalers Jan van Eyck, ist wohl nicht zu vermeiden, wenn die örtliche Überlieferung bei wichtigen Aspekten Lücken aufweist. Denn aus der Summe der Einzelbetrachtungen soll ja doch ein Gesamtbild entstehen, und das gelingt insgesamt erstaunlich gut. Auf 56 Artikel einzeln einzugehen, ist hier nicht der Ort, aber es sollen doch einige Erwähnung finden, die Rez. als besonders wichtig und gelungen empfand: *Wie sah Wismar am Vorabend der Reformation aus?* (17, mit prächtiger Stadtansicht), *1532: Die Gewaltenteilung setzt sich durch* und die Konversion von 16 Priestern an St. Marien (69–73), die Kelche aus St. Nikolai (103) und das Kirchengestühl in der Heiligen Geist Kirche (107), Leichenpredigten (127 f.), das Schabbelepitaph und die Wismarer Kirchenglocken (134–141). Beim Reformationsgedenken ist das von 1817 hervorzuheben, das den Wismarern die Abschaffung der privaten Beichte und einen arbeitsfreien Tag bescherte (166–171). Das mag als Eindruck von der Vielfalt des Bandes genügen.

Ob man mit mehrseitigen Wiedergaben originaler Briefe in der Sprache des 16. Jh.s die Leserschaft nicht doch überfordert, sei dahingestellt. Es soll ja explizit nicht nur das Fachpublikum angesprochen werden. Den Menschen in Wismar und nicht nur diesen haben die beiden Autoren mit ihrer Arbeit jedenfalls ein Geschenk gemacht. Man darf gespannt sein, wie die Resonanz auf dieses schöne Wismarer Reformationsbuch ausfällt. Es ist innovativ und eine Anregung für andere Hansestädte, Ähnliches zu versuchen. *Andreas Röpcke*

Wand- und Deckendekorationen des 14. bis 20. Jahrhunderts in Stralsund (Stralsunder Denkmale, 5, Stralsund 2018, Druck- und Verlagshaus Kruse, 126 S., zahlr. Farbabb.). – Von der Hanseforschung bisher nur ungenügend wahrgenommen wurde diese kleine, aber feine Reihe der Unteren Denkmalschutzbehörde Stralsunds, in der seit 2004 bereits Hefte zum Scharfrichterhaus, zur Renaissance sowie zu mittelalterlichen und barocken Wohnbauten erschienen, die teilweise eine Nachauflage erfuhren, also offenbar den Geschmack der Stralsunder und ihrer Gäste trafen. Das versteht man nach Lektüre des aktuellen Heftes sehr gut, in dem sich Sabine Kahle, Friederike Thomas und Gunnar Möller der zahlreichen, oftmals sehr qualitätsvollen Befunde in Bürgerhäusern und öffentlichen Gebäuden annehmen. Vor allem im ersten Teil geht es um Befunde aus der Hansezeit. Immerhin 20 spätmittelalterliche Dekorationsmalereien lassen sich neben weiteren zehn aus der Renaissance und 70 aus dem Barock nachweisen. Mit den bisherigen 20 Nachweisen aus dem Mittelalter in Bürgerhäusern folgt Stralsund immerhin Lübeck mit einigem Abstand als zweitwichtigste Stadt im Ostseeraum. An Motiven lassen sich vor

allem „einfache, rein dekorative Ranken- und Fugenmalereien, Wappenrisse und religiöse Darstellungen wie Heiligen-, Marien- sowie Kreuzigungsdarstellungen“ nachweisen. Darstellungen aus der höfisch-adligen Literatur wie aus der Parzivals- und Gralslegende, die in Lübeck vorkommen, finden sich hier hingegen nicht. Stattdessen gibt es Wappenfriese hochadliger Familien (Herzöge von Sachsen-Lauenburg, Mecklenburg und Werle, Markgrafen von Brandenburg, Grafen von Gützkow) sowie des Königs von Polen. Aus dem späten 16. und frühen 17. Jh. existieren in mehreren Häusern bemalte Deckenbalken (eine andere, während der Sanierung eines Giebelhauses 1991/92 aufgetauchte Deckenmalerei aus der Zeit um 1500 ging im Rahmen dieser Maßnahme ärgerlicherweise unter). Die Autoren beschreiben Befunde und bisherige Restaurierungen sehr kundig und mit zahlreichen Vergleichen aus dem Ostseeraum, sodass sich auf den wenigen Seiten der Broschüre ein reicher Einblick in die Wohnkultur der Hansezeit eröffnet. Man kann sich wohl jetzt schon auf Heft 6 dieser Reihe freuen!

N. J.

Johannes Block. Der pommersche Reformator und seine Bibliothek (Herbergen der Christenheit, 22, hg. von Jürgen Geiß-Wunderlich und Volker Gummelt, Leipzig 2018, Evangelische Verlagsanstalt, 283 S., mehrere s/w-Abb. und Diagramme). – Trotz des 500-jährigen Jubiläums der Reformation wissen wir immer noch viel zu wenig über die Reformatoren und ihre Lebenswege. Der vorliegende Band nimmt sich dieses Problems auf eine sehr grundsätzliche Weise an, wertet er doch die in der Bibliothek der Barther Marienkirche erhalten gebliebene Prädikantenbibliothek des Johannes Block aus dem vorpommerschen Barth aus. Block ist einer der frühen Reformatoren, deren Name heute weitgehend vergessen ist. Eigene Schriften lassen sich nicht nachweisen, wohl aber seine Bibliothek, die fantastische Rückschlüsse auf seine Bildung, seinen Horizont und seine Arbeitsschwerpunkte zulässt. Die Hgg. belassen es aber nicht dabei, den Katalog der erhaltenen Bücher abzudrucken und mit mehreren Registern (Verfasser und Werke, Drucker und Verleger, Druckbibliographien, Buch- und provenienzhistorisches Register) vorbildlich zu erschließen, sie ordnen diese Bibliothek mithilfe von Experten auch noch in ihre Zeit ein und geben dem Buch so einen erheblichen Mehrwert.

Der Band geht auf eine Tagung am Norddeutschen Bibelzentrum Barth im Jahre 2015 zurück, bei der sich Wissenschaftler aus Deutschland, Estland, Finnland und der Schweiz trafen, um die Bibliothek Blocks einzuordnen. Im hansischen Zusammenhang sind die überwiegend kurzen, teilweise aber grundlegenden und materialreichen Aufsätze wenigstens zu nennen: Jürgen Geiß-Wunderlich, *Eine Büchersammlung der Lutherzeit. Aspekte der Erforschung von Blocks Gelehrtenbibliothek* (13–21), Bruno Blüggel, *Die Digitalisierung der Barther Bibliothek des Johannes Block in der Universi-*

tätsbibliothek Greifswald (23–29), Thomas Wilhelmi, *Baustellen der Forschung. Erschließung von Kirchenbibliotheken in Vorpommern, Mecklenburg und Thüringen* (31–39), Tiina Kala, *Die frühe Reformationszeit in Dorpat. Mit besonderer Berücksichtigung der Quellenlage und der Forschungstraditionen* (41–61), Outi Merisalo, *Die Humanismusrezeption im Königreich Schweden im 16. Jahrhundert* (63–71), Simo Heininen, *Michael Agricola, der Reformator Finnlands* (73–79), Volker Gummelt, *Die Einflussnahme Wittenbergs auf die Reformation im Ostseeraum. Ein Überblick* (81–91).

Im zweiten Teil des Bandes betrachtet Geiß-Wunderlich dann den Reformator Johannes Block im Spiegel seiner Büchersammlung unter dem Titel *Pommern, Livland, Finnland – und zurück* (125–178). Wer einmal die Chance hatte, eine Biografie mit einem Bücherkatalog zu verknüpfen, freut sich mit Vf. über das reiche Material, das er methodisch sehr gekonnt auswertet. Ob Besitz- oder Kaufvermerke, Regestenabschriften aus Archiven – Vf. weist darauf hin und wertet aus, tritt aber bewusst nicht in den Wettbewerb mit den zahlreichen Prachtbänden, die in anderem Zusammenhang anzuzeigen waren und in der Abbildung von Buchtiteln, einzelnen Buchstaben oder Einbänden schwelgten. Im anschließenden Katalog beschreibt er die Bände schließlich ebenso genau wie kundig mit Autor, Titel, Verlagsort und -jahr, Glossen, Schließen, Rubrizierungen, Initialen, Einband und diskutiert Werkstätten.

Die Hgg. sind konsequent und richten den Fokus auf Block. So bleibt für den eigentlichen Reformator Pommerns und weiter Teile Nordeuropas, Johannes Bugenhagen, leider wenig Platz in diesem Band. In einigen Schwarz-Weiß-Abbildungen wird der Text illustriert. Überlegenswert wäre auch gewesen, den Titel etwas weiter zu fassen, um so die erheblich über Pommern hinausgehenden Ergebnisse dieses Bandes besser unter die Leute zu bringen. Nicht jeder kann es sich leisten, mithilfe eines Rezensionsexemplars seine Neugier zu stillen, es steht daher zu befürchten, dass der Band in Nordeuropa und im Baltikum nicht die Aufmerksamkeit erhält, den er verdient hätte. Das wäre sehr schade. N. J.

Das Barther Bürgerbuch 1627–1918, hg. von Stefan Kerth, bearb. von Jürgen Hamel (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth, 2, Leipzig 2018, Akademische Verlaganstalt 201 S.). – Nach der 2016 erschienenen Barther Chronik präsentiert das kleine, aber offenbar gut sortierte Barther Stadtarchiv einen weiteren Schatz, sein bis 1918 geführtes Bürgerbuch. 1553 begonnen, lässt es sich für die späte Hanse reklamieren. Leider setzt die Edition erst 1627 ein und zeigt dann, wie schwer auch Barth vom 30-jährigen Krieg betroffen war. Die sowohl chronologisch als auch alphabetisch geordneten Einträge listen für die Jahre 1628–1630 sowie 1638 keine Einträge auf und zeigen, woran Bürgermeister Kerth einleitend erinnert: Das Bürgerrecht bedeutet auch eine

Bürgerpflicht, u. a. zur Zahlung von Steuern und Abgaben, die auch heute nicht beliebt sind, damals aber oft darüber entschieden, ob man Einwohner blieb oder das Bürgerrecht erwarb und sich damit an den Lasten der Stadt beteiligte. Auch in Jahren wie 1634, 1636, 1641 f. oder 1648 f. herrschte mit zwei bis fünf Neubürgern kein wirklicher Andrang. Aber mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges war Pommern nicht nur abgebrannt, sondern fand auch Jahre später noch keine Ruhe, wie die Einträge zu 1656, 1659 f., 1665, 1667 f. und 1678 zeigen, in denen es ebenfalls keine Aufnahmen von Neubürgern gab. Erst am Ende des 17. Jh.s zeigte sich ein Aufschwung, der auch nach dem Großen Nordischen Krieg anhält. Wichtig ist, dass ab 1649 vereinzelt Angaben zu Berufen gemacht werden, ab 1706 erfolgt dies seriell und zeigt das breite soziale Spektrum der Neubürger.

Stadtarchivarin Stefanie Patrizia Mählman erläutert in ihrem *Geleitwort* die Quelle, berichtet, dass das erste Bürgerbuch 1553 einsetzt und bis 1825 fortgeführt, das zweite chronologisch anschließt und bis 1918 geführt wurde. Warum die Edition erst fast 75 Jahre später, im Jahr 1627 einsetzt, erfahren wir nicht. Bättschmann erklärt aber die Voraussetzungen, um Bürger zu werden: eheliche Geburt, nicht untertänig und von deutschen Eltern abstammend sowie ein Nachweis, woher er zugewandert war. Dann konnte der Bürgereid geleistet werden, der in seinen verschiedenen Fassungen von 1587, 1605, 1625, 1628, 1638, 1672, 1745 und 1833 mit ediert wurde, und das Bürgergeld gezahlt werden. Dafür durfte er ein Gewerbe betreiben, ein Grundstück kaufen und ein Haus darauf bauen, für das man ein Anrecht auf ein steuerfreies Jahr hatte. Als Bürger durfte man auf dem Stadtfeld einen Acker bebauen, Brennholz aus dem Stadtforst erhalten und hatte das passive und aktive Wahlrecht. Man musste Steuern und Abgaben bezahlen, an den Wahlen teilnehmen und gegen den Rat und die Gesetze der Stadt gehorsam sein. Man hatte Wach- und Kriegsdienste zu leisten und bei allgemeinen Notsituationen zu helfen. Wer aus Barth fortzog, musste seinen Bürgerbrief zurückgeben, wurde aber nicht aus der Bürgerliste gestrichen. Offenbar musste er auch nicht wie in anderen Städten den Abzugszehnt von seinem Besitz leisten.

Der Bearb. Jürgen Hamel zeigt in der *Einleitung* Möglichkeiten zur Auswertung der Quelle auf und nennt flankierende Quellen, die sich für Wissenschaftler anbieten. So gibt es Diagramme für die Einwohnerzahl von Barth nach den Einwohnerlisten für die schwedische Regierung zwischen 1772 und 1815 oder für die Anzahl der Einbürgerungen in 10-Jahresschritten zwischen 1575 und 1895. Hamel macht ausführliche Angaben zur Entwicklung der Berufe und Tätigkeiten zwischen dem 16. und 20. Jh. und legt so den Grundstein für eine Sozialgeschichte der Stadt. In jedem Falle zeigt dieser Band, wozu auch ein kleines Stadtarchiv in der Lage ist, wenn es

engagiert geführt wird und bereitet Vorfreude auf Band 3. Wenn Barth auf diese Weise dazu beitragen könnte, dass die kleinen Hansestädte etwas von ihren Schätzen zum großen Hansennarrativ beitragen würden, wäre das sehr verdienstvoll und zu begrüßen. N. J.

SACHSEN. *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017* (hg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Martina Schattkowsky und Ira Spieker, red. v. Winfried Müller und Daniel Geißler, Dresden 2017, Sandstein Verlag, 228 S., zahlr. Farbabb.). – Das heutige Sachsen ist sicherlich kein Kernraum der Hanse, trotzdem gibt es interessante Berührungspunkte zu unserem Forschungsgegenstand und auf die vorliegende Bilanz (mit Ausblick) zum 20-jährigen Bestehen des jungen, dennoch verdienstvollen Instituts soll wenigstens hingewiesen werden. Hansisch interessant ist der Beitrag von Martina Schattkowsky, Frank Metasch und Henrik Schwanitz über *Vernetzungsstrategien der Sächsischen Biografie. Praxis und Ausblick* (66–75). Die „Sächsische Biografie“ wird berechtigt gefeiert, wer sie schon einmal benutzt hat, weiß um ihren Wert. Von Anfang an als Onlineportal konzipiert, verzeichnet sie jährlich ca. 30.000 Nutzer und 1,5 Mio. aufgerufene Biografien – Werte, die kein Druckwerk erreicht. Biografische Kerndaten zu 12.000 Männern und Frauen aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens und 1.600 Vollbiografien, die frei zugänglich und hervorragend verlinkt sind, zeigen den hohen Anspruch des Projekts. Aufgenommen werden bereits verstorbene Personen, die seit dem Mittelalter in oder für Sachsen gewirkt haben. Mehr als 100 Fachleute aus Universitäten, Museen, Archiven und Bibliotheken weit über Sachsen hinaus haben sich zusammengeschlossen, um dieses Portal weiter qualifiziert zu füllen.

Dass eine gute Internetseite nicht das Ende des Druckwerks bedeutet, sieht man hier sehr schön: Aus dem Portal heraus entstehen nun doch Bücher. Ein erstes zu den Dresdner Bibliothekarinnen und Bibliothekaren liegt bereits vor, Bände mit Biografien zu Sorben oder Juden aus Sachsen sollen folgen. Doch die Kollegen sind konsequent und denken vor allem über weitere Verlinkungspotenziale nach, so von den von ihnen versammelten Biografien zu den Urkunden, einem anderen ehrgeizigen Projekt des Instituts. Christian Schuffels stellt den *Codex diplomaticus Saxoniae – das Urkundenwerk zur Geschichte Sachsens* (84–91) vor. Neben anderen Projekten beschäftigt sich das Institut seit seiner Gründung mit der Weiterführung der Edition der Urkunden zur sächsischen Geschichte und bezieht dabei „die regierenden Fürsten, Städte, geistlichen Gemeinschaften und landsässigen Herren des mittelalterlichen Sachsens“ ein. Das Projekt steht in einer 1864 mit den Urkunden des Hochstifts Meißen begonnenen Tradition, die seit 2006 mit beeindruckenden sechs Bänden (zwei weitere waren 2017 im Druck, sind jetzt erschienen) fortgeführt werden

konnte. Die Edition gliedert sich in drei Hauptteile. Im ersten erscheinen die Urkunden der Markgrafen von Meißen, Herzöge und Kurfürsten von Sachsen und der Landgrafen von Thüringen. Die Abteilung ist zeitlich gegliedert, der erste Teil reicht von der Mitte des 10. Jh.s bis 1381, der zweite von 1381 bis zur Leipziger Teilung von 1485. Im Hauptteil II finden sich die Urkunden der Städte und geistlichen Institutionen Sachsens. Nachdem in dieser Serie die Editionen der Bestände zu Chemnitz und Freiberg abgeschlossen sind, legte Henning Steinführer 2014 die Urkunden, Briefe und wichtige Stücke zur Zwickauer Geschichte bis zum Ende des 14. Jh.s vor. Positive Nachrichten gibt es auch bei der Neubearbeitung des Dresdner Urkundenbuches aus der 2. Hälfte des 19. Jh.s. Die dritte Abteilung widmet sich schließlich den Papsturkunden mit Bezug zu Sachsen, von denen 2009 ein erster Band mit zahlreichen neuen Funden erschienen ist. Das Editionsprojekt hat ähnliche Probleme wie alle vergleichbaren Projekte. So wird die Frage, wie man mit der zunehmenden Fülle an Urkunden ab 1350 umgehen soll, hier ebenso gestellt wie die Forderung aufgestellt wird, an den Universitäten weiterhin die Fähigkeiten zu vermitteln, damit auch künftig eine qualifizierte Bearbeitung solcher Urkunden vorgenommen und mit solchen Editionen gearbeitet werden kann. Immerhin erwähnt der vorliegende Bericht, dass 25 weitere Projekte dieser Quellenedition geplant sind, reichlich Stoff also für kundige Archivare und Historiker und eine Chance auf die Entdeckung neuer Quellen, auch für die Hanseforschung.

N. J.

OST- UND WESTPREUSSEN. Von den Mitgliedern der nordamerikanischen und kanadischen Foundation of Lithuania Minor (Stiftung Kleinlitauen, Mažosios Lietuvos Fondas) sowie zahlreichen weiteren Spendern finanziert und vom Kulturrat Litauens (Lietuvos kultūros taryba) herausgegeben, erschien im litauischen Verlagszentrum für Wissenschaft und Enzyklopädien (Mokslo ir enciklopedijų leidybos centras) das deutschsprachige Nachschlagewerk *Preußisch – Litauen. Ein enzyklopädisches Handbuch*, Chefredakteur Vaclovas Bagdonavičius (Mažosios Lietuvos. Enciklopedinis Žinynas, Vilnius 2018, 727 S., zahlr. Abb. und Karten). Unter der Projektleitung von Danutė Valentukevičienė, der wissenschaftlichen Beratung und Redaktion durch die Professoren Domas Kaunas und Manfred Klein besorgten Dr. Christiane Schiller, Felix Manczak, Silke Brohm, Jan Conrad, Dr. Robert Hammel, Anne Königs, Dr. Christina Nikolajew und Matthias Wirth die Übersetzung aus dem Litauischen. Das Werk fußt auf der in den Jahren 2000–2009 in vier Bänden in Vilnius herausgegebenen litauischsprachigen Enzyklopädie „Mažosios Lietuvos enciklopedija“. Das einbändige Handbuch möchte als kompakte Überblicksdarstellung breitere, vor allem nicht des Litauischen mächtige Leserkreise ansprechen. Eine englischsprachige Übertragung erschien bereits 2014.

Das Handbuch ist in drei Teile gegliedert: Am Anfang stehen umfangreiche Aufsätze zur Geschichte, Wirtschaft und Kultur der historischen Region im Nordosten Ostpreußens, die in der deutschen Historiografie als Preußisch-Litauen, in der litauischen als Kleinlitauen (Mažoji Lietuva) angesprochen wird. Der zweite Teil stellt ein Ortslexikon (337–481) dar mit Artikeln zu den wichtigsten Orten in der Region. Der dritte Teil (482–673) umfasst Biogramme bedeutender litauischer Persönlichkeiten sowie solcher deutscher und anderer Herkunft, deren Wirken in besonderer Weise mit der Region in Verbindung steht.

Der sich im ersten Teil explizit mit der wirtschaftlichen Entwicklung befassende Abschnitt (168–200) legt den Akzent deutlich auf die neuzeitliche Entwicklung. Lediglich die Abschnitte *Grundzüge der ökonomischen Entwicklung Preußisch-Litauens vom 13. bis zum 18. Jahrhundert* (168–170), zum Memeler Hafen (190–192) und der Memeler Schifffahrt (192) beziehen auch Mittelalter und Frühe Neuzeit mit ein. Interessant sind die Ausführungen zur Kultur, wo es u. a. um die Entwicklung auf religiösem Gebiet (v.a. 200–204) und die materielle Kultur geht, darunter um *Die Lebensweise der preußischen Litauer und ihre Bauernhöfe*, Kleidung, Speisen und Getränke, den Krähenfang, Fischfang und die Kähne (290–304), ferner um die Volkskunst, Kurenwimpel, Holzgrabdenkmale (305–307) sowie um Feste und Bräuche, darunter im Zusammenhang mit der Arbeit (311–322). Der folgende Beitrag nimmt auf die Historiografie Bezug: *Preußisch-Litauen in der Geschichtsschreibung* (322–336). Von besonderem Interesse sind auch die Beiträge zur sprachlichen Entwicklung (33–40), vor allem zur gegenseitigen Beeinflussung von deutscher, litauischer und altpreussischer Sprache.

Die zwei folgenden, lexikalischen Teile zu den Orten und Personen beziehen selbstverständlich jeweils Mittelalter und Frühe Neuzeit in die Betrachtung mit ein und bergen vielfältige Informationen zur Handels- und Wirtschaftsgeschichte.

Der Orientierung dienen Personen- (674–689), Orts- (690–705) und Sachregister (706–727) im Anhang. Der Geschichte der preussischen respektive Kleinlitauer wird mit diesem Werk ein wichtiges Denkmal gesetzt, das nicht nur in der litauischen und ostpreussischen Forschung Beachtung finden sollte. In der Historiografie Umstrittenen, so zur Konzeption des Territoriums Preußisch-Litauen und der Frage nach dem Status der Litauer als Ureinwohner oder Einwanderer des 15. und 16. Jh.s, wird übrigens in allen diskursierenden Varianten offen dargelegt. Das Handbuch empfiehlt sich daher unbedingt als nützliches alltagstaugliches Nachschlagewerk für ein breites Publikum. Bedauern kann man, dass es in sehr kleiner Auflage von nur 500 Exemplaren erschienen ist.

Sabine Dumschat

Westeuropa

Bearbeitet von *Jeroen Benders* und *Nils Jörn*

NIEDERLANDE. James C. Kennedy, *A Concise History of the Netherlands* (Cambridge 2017, Cambridge University Press, 484 S.) – Der amerikanische Historiker James C. Kennedy befasst sich in seiner neusten Publikation mit der Geschichte der Niederlande und – wie der Titel es bereits andeutet – geschieht dies in sehr knapper Form. Die Bandbreite des Werkes reicht dabei vom Auftreten des *Homo heidelbergensis* in den südlichen Niederlanden vor etwa 15000 Jahren bis hin zum Abschuss des Malaysia-Airlines-Fluges 17 über der Ukraine im Jahr 2014. In seinem Vorgehen folgt Kennedy dabei den wesentlichen Zügen der niederländischen Geschichte. Seine Darstellung ist dabei insgesamt sehr umfassend, ohne wesentliche Aspekte auszulassen, dafür mussten aber bei den Details Abstriche gemacht werden. Dennoch sind der Umfang und die Bandbreite des Werkes beachtlich. Im Wesentlichen konzentriert sich Kennedy in den sieben Hauptkapiteln plus Einleitung und Epilog auf die politische, wirtschaftliche und soziale Geschichte der Niederlande. Beginnend bei den Ursprüngen der Niederlande bis in das 14. Jh. befasst er sich dabei neben dem Aufstieg der nördlichen Niederlande, der niederländischen Republik und dem „Goldenen Zeitalter“ auch mit der Staatsbildung im 19. Jh. bis hin zur Nachkriegsgeschichte des Landes und den Zeitgeschehnissen des 21. Jh.s.

Bei der Aufteilung der Publikation ist jedoch Kennedys eigener Forschungsschwerpunkt im Bereich der niederländischen Moderne und Zeitgeschichte deutlich zu erkennen. So widmet er sich neben den historischen Entwicklungen insbesondere auch den charakteristischen Merkmalen der gegenwärtigen niederländischen Gesellschaft. Seine Leitlinie dabei ist vor allem die Identität der Niederlande, eine Frage, die die niederländische Gesellschaft auch in den vergangenen Jahren prägte. Dabei bewegt sich der Autor im Spannungsfeld zwischen den selbst gewählten Leitmotiven von Nationalstaat und Globalisierung. Obwohl sich Kennedy selbst als christlich orientierter Historiker betrachtet, ist dies dem Buch kaum anzumerken.

Das Mittelalter wiederum nimmt im Zuge der Zusammenstellung mit fast zwei Kapiteln einen etwas größeren Raum ein als es beispielweise im niederländischen Bildungskanon vorgesehen ist. Während letzterer den Fokus auf die Personen des Missionars Willibrord, Karl den Großen und Floris (Florens) V. sowie die Entwicklung der Schrift und die Hanse legt, setzt Kennedy andere Akzente. Den Ausgangspunkt dafür bildet dabei die Besiedlung der Niederlande durch Franken und Sachsen in der poströmischen Periode bzw. dem frühen Mittelalter und der Beginn der Christianisierung der ansässigen friesischen oder sächsischen Bevölkerung durch eben jene Franken. Im Zuge

der Herrschaft der Merowinger und Karolinger über die nordwestlichen Gebiete stellt sich der Autor dann vor allem der Frage, welche Auswirkungen diese auf die frühmittelalterliche Gesellschaft hatte und welche Spuren diese in der weiteren Entwicklung hinterlassen hat. In der Folge widmet er sich dann vorrangig der Ausbildung der ersten „Territorialstaaten“ vom 9. bis ins 14. Jh., wobei Kennedy hier in erster Linie die Grafen Gerulf (d. J., ca. 850–898/914), Dirck II. (Dietrich I., ca. 932–988), Dirck III. (Dietrich II., ca. 982–1039), Willem I. (Wilhelm I., ca. 1170–1222) Willem II. (Wilhelm II., 1234–1256) und Floris V. (Florens V., 1254–1296) als Exempel für jeweilige Perioden gelten. In diesem Zusammenhang spielen seiner Ansicht nach auch die Entstehung der ersten Städte und die damit verbundene wirtschaftliche Entwicklung sowie religiöse Einflüsse eine prägende Rolle. Ein wenig schwierig gestaltet sich für die Orientierung des Lesers dabei die stetige Abfolge von Persönlichkeiten oder Herrschern in Verbindung mit den dynastischen Konflikten jener Zeit sowie die Sprünge innerhalb der verschiedenen Territorien und Orte. Hilfestellung dabei bieten dem Leser zwar einige (6 von 16) Übersichtskarten, die aber durchaus ein wenig Farbe verdient gehabt hätten. Das Kapitel schließt zunächst im Jahr 1384, zu dem Zeitpunkt, als Phillip II. der Kühne (1342–1404) die Herrschaft über einen großen Teil der Niederlande erlangte.

Der folgende Abschnitt unter dem Titel *Der Aufstieg der nördlichen Niederlande 1384–1588* (Rise of the Northern Netherlands, 1384–1588) ist darauf aufbauend dann vor allem verbunden mit dem Aufstieg der Herrschergeschlechter der Burgunder und der Habsburger, welche im Laufe des Spätmittelalters die Entwicklung der Niederlande hin zu einem zentral regierten Territorium wesentlich prägten. Neben den politischen Ereignissen vergisst Kennedy aber auch nicht die wirtschaftlichen Entwicklungen hin zu einer „globalen Wirtschaft“ sowie die kulturellen und vor allem religiösen Einflüsse, die das Land, aber auch Europa in der Folge wesentlich prägen sollten. Der Herausforderung, dass die Geschichte der Niederlande im Mittelalter eigentlich die Geschichte vereinzelter Territorien ist, die sich erst später zur „Republik der Sieben Vereinigten Provinzen“ zusammenschlossen, stellt sich der Autor geschickt, agiert dabei aber ein wenig zurückhaltend, was aber im Wesentlichen dem Umfang der Publikation als Gesamtdarstellung geschuldet sein dürfte. Mit der aufziehenden Revolte gegen die spanisch-katholische Herrschaft und der Ausrufung eben jener Republik endet das zweite Kapitel der Publikation und schafft damit einen sinnvollen Übergang vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit.

Das Thema Hanse ist im Zuge der Darstellung der niederländischen Geschichte im Mittelalter allerdings nur ein Randaspekt und wird nur an wenigen Stellen im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Niederlande seit dem späten 14. Jh. über das florierende 15. Jh. bis vor den Aufstand der spanischen Niederlande und den Ausbruch des sogenannten „Achtzigjährigen

Krieges“ thematisiert. Die Gewichtung der einzelnen Themen und Aspekte versucht Kennedy insgesamt dennoch grundsätzlich ausgewogen zu gestalten, ohne dabei – wie vielfach üblich – den Fokus auf den niederländischen Aufstand um die Mitte des 16. Jh.s und der sich entwickelnden Blütezeit der Niederlande im 17. Jh. zu legen. Trotz der Kürze der einzelnen Abschnitte von durchschnittlich etwa 60 Seiten, wirken die einzelnen Kapitel und Epochen jedoch keinesfalls abgehackt, sondern sind gut miteinander verwoben, was auch auf die darin aufgeworfenen Fragen und Diskussionen zutrifft.

Auch wenn das Werk unter dem niederländischen Titel *Een beknopte geschiedenis van Nederland* erschienen ist, zielt dieses in erster Linie weder speziell auf ein niederländisches noch auf ein wissenschaftliches Publikum ab, sondern vielmehr auf eine Leserschaft, die einen ersten Zugang und Überblick zur niederländischen Geschichte sucht. So verfügt das Buch über einen ausführlichen Index und auch Empfehlungen weiterer Literatur, eine Bibliografie oder Anmerkungen sucht man dagegen vergebens. Als solche Gesamtdarstellung erscheint dieser Titel in der gleichnamigen Serie von Überblickswerken über die kurzen Geschichten von zuletzt Portugal, Spanien, Bosnien, Japan oder Brasilien. Für Interessierte bietet es jedoch einen knappen und übersichtlichen Überblick über die 7000-jährige Geschichte eines flächenmäßig kleinen – aus der Sicht Kennedys – aber historisch doch großartigen Landes.

Christian Ashauer

Leen Alberts, *Brouwen aan de Eem. Amersfoort, een Stichtse bierstad in de late middeleeuwen* (Hilversum 2017, Verloren, 583 S.) – Mit „Brouwen aan de Eem“ (Brauen an der Eem) legt der niederländische Historiker Leen Alberts die überarbeiteten Ergebnisse seiner Promotionsschrift aus dem Jahr 2015 über das Brauwesen in den nördlichen Niederlanden im Mittelalter vor. In den bisherigen Forschungen dazu standen vor allem die Städte in der Grafschaft Holland, mit einer etablierten und auf den Export ausgerichteten Bierproduktion, wie etwa Haarlem, Gouda oder Delft, im Fokus der Betrachtungen. Demgegenüber widmet sich Alberts in seiner Arbeit der kleinen geldrischen Stadt Amersfoort, welche im Mittelalter zum Hochstift Utrecht gehörte, und seinem bisher wenig bekannten Braugewerbe. Ausgehend von dem Hinweis, dass es in der Stadt am kleinen Fluss Eem im Spätmittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit eine Vielzahl an Brauern gab, geht der Autor vor allem den Fragen nach, welche ökonomische, aber auch soziale Bedeutung das Braugewerbe sowohl innerhalb als auch außerhalb der Stadt hatte, welche Faktoren sich verantwortlich zeigen für den Aufstieg und die Blüte, aber auch den Niedergang der örtlichen Bierproduktion, um schlussendlich eine Antwort darauf zu finden, welchen Platz Amersfoort im Vergleich mit anderen niederländischen Städten (z. B. den oben genannten) mit ausgeprägtem Braugewerbe während des Spätmittelalters eingenommen hat.

In zehn Hauptkapiteln nähert sich der Autor zunächst über eine allgemeine Einführung in Biersorten und Konsumverhalten, um sich darauf aufbauend der Bedeutung, dem Umfang und den Besonderheiten des Amersfoorter Braugewerbes zuzuwenden. Anschließend folgt eine Erläuterung der Umstände unter denen sich die Stadt zwischen dem 14. und 16. Jh. zu einem (regionalen) Zentrum der Bierproduktion entwickeln konnte, was nach Meinung Alberts vor allem mit der Lage der Stadt und der daraus resultierenden guten Versorgung mit Rohstoffen zu tun hatte. Bei seinen umfangreichen Untersuchungen geht der Autor auch durchaus ungewöhnliche Wege. Da direkte Quellen zum spätmittelalterlichen Braugewerbe in der Eemstadt selten sind, „läutert“ Alberts seine Informationen aus einer Vielzahl anderer Überlieferungen. Wo schriftliche oder auch archäologische Quellen innerhalb oder außerhalb der Stadt gänzlich fehlen, behilft sich Alberts durch das minutiöse Zusammentragen und Auswerten vielerlei anderer Informationen, um damit zumindest zu Schätzwerten und daraus abgeleiteten Hypothesen zu kommen. Zudem bedient er sich Elementen, die man mehr im Bereich Marketing verorten würde, wenn er beispielsweise die Geschäftsführung der Amersfoorter Brauer anhand der Instrumente Produkt, Preis, Platz und Promotion untersucht. Dabei verharrt er aber keinesfalls bei der reinen Brauerei an sich, sondern wirft auch immer wieder den Blick über den Tellerrand hinaus, z. B. wenn es um die weiteren wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder auch politischen Aktivitäten der Brauer geht. Gerade dieser vielseitige Blick und das interdisziplinäre Arbeiten sind die Stärken der Veröffentlichung. Andererseits trägt dieser umfassende Ansatz aber nicht zuletzt zum großen Umfang der Arbeit bei, der an der einen oder anderen Stelle ein wenig zu ausufernd geraten ist und für den Leser etwas kürzer und präziser hätte ausfallen können. Dennoch ist dies kein Anlass zu übertriebener Kritik, vielmehr gilt es die beachtliche Leistung und das sehr genaue Auge für beinahe sämtliche Aspekte der Bierproduktion oder des Handels mit all seinen sozialen und wirtschaftlichen Komponenten zu loben, welches der Autor über viele Jahre erarbeitet hat und selbst als sein Lebenswerk betrachtet.

Abschließend wendet sich Alberts in seiner Arbeit neben den wirtschaftlichen auch den sozialen Aspekten des Braugewerbes zu, indem er beispielsweise die bedeutende Rolle der Brauergilde im sozialen Gefüge der Stadt sowie die große Bedeutung der Brauereien als Garanten für direkte und indirekte Beschäftigung innerhalb sowie im Umland von Amersfoort herausstellt. Ergänzt werden die Ausführungen zum einen durch zahlreiche Illustrationen, die das Bild von Amersfoort als Stadt der Brauer noch ein wenig lebendiger erscheinen lassen, zum anderen aber auch durch eine Vielzahl an Daten und Tabellen, deren umfangreiches Zahlenmaterial herausragt und Grundlage weiterer Untersuchungen sein können. Dies ist vor

allem auch deswegen von Bedeutung, weil man in den bisherigen Darstellungen zumeist nur einen Überblick über die Brauwirtschaft der nördlichen Niederlande im Allgemeinen erhält.

Der Absatz des Bieres aus Amersfoort blieb nach Alberts insgesamt aber begrenzt, da die Stadt trotz ihrer guten geografischen Voraussetzungen, u. a. der zentralen Lage im Stift Utrecht nur eingeschränkt an die Hauptverkehrswege angeschlossen und der Fluss Eem nur bedingt schiffbar war. Dabei hatte das Bier dennoch seinen Platz auf dem wichtigen Umschlagplatz Amsterdam gefunden, wo es neben den holländischen Bieren sowie den Brauerzeugnissen aus Norddeutschland, allen voran aus Hamburg, zu finden war. Damit zeigt der Autor, dass Amersfoort während des Mittelalters durchaus eine wichtige Bierstadt war und einen – wenn auch nachgeordneten – Platz unter den Bierproduzenten der nördlichen Niederlande einnahm.

Alberts Arbeit ist weit mehr als eine regionalhistorische Studie über die Bierbrauerei einer einzelnen Stadt in den Niederlanden, sondern vielmehr eine sehr breit angelegte Untersuchung mit grundsätzlichen Informationen und Erklärungen zu Rohstoffen und Techniken des spätmittelalterlichen Braugewerbes, aber auch zu Tisch- und Trinkkultur sowie der gesellschaftlichen Stellung der Brauer. Damit ist die Publikation mehr als eine Monografie, sondern hat vielmehr den Charakter eines grundsätzlichen Nachschlagewerks. Trotz ihres großen Umfangs, welche den Wissensdurst nach einer Vielzahl an Aspekten zur Brauerei in den nördlichen Niederlanden im ausgehenden Mittelalter mehr als stillt, macht die Publikation dennoch Lust auf ähnliche Untersuchungen. Christian Ashauer

ENGLAND. Dieter Berg, *Die Tudors. England und der Kontinent im 16. Jahrhundert* (Stuttgart 2016, Verlag W. Kohlhammer, 277 S., einige s/w-Abb., Stammbaum, Karte). – Der ausgewiesene Fachmann zur englischen Geschichte mit Monografien zu den Plantagenets und Tudors sowie zu herausragenden Herrschern wie Richard Löwenherz oder Heinrich VIII. hat sich schon mehrfach durch Arbeiten, die die Entwicklung in England in den internationalen Kontext stellten, ausgezeichnet. Dieser Grundfrage folgt er auch in diesem handlichen Büchlein aus der anerkannten Kohlhammer-Serie „Kenntnis und Können“.

In acht Kapiteln behandelt er die Schwerpunkte: *England und der Kontinent im ausgehenden 15. Jahrhundert, Dynastie und Herrschaft, Dynastie und Wandel, Dynastie und Suzeränität, Dynastie und System, Dynastie und Rezeption* sowie resümierend *Die Tudors und ihre Bedeutung für die englische und europäische Geschichte*. Wie souverän Berg sein Material beherrscht, zeigt sich u. a. in dem kleinen Kapitel zur Rezeption *Das Bild der Tudors in Filmen und Romanen*, in dem er in ganz wenigen Worten treffend große Linien der Rezeption dieses Geschlechts skizziert. Eine Zeittafel zwischen der Geburt

Heinrich Tudors am 28.01.1457 und dem Tod Jakobs I. am 27.03.1625, ein allerdings auch mit Brille sehr schwer lesbarer Stammbaum des Geschlechts, eine Karte Englands im 16. Jh., ein Quellen- und Literaturverzeichnis, Endnoten sowie ein Personenregister bilden den wissenschaftlichen Apparat des gut gelungenen Bandes, der die englische Dynastie auf der Höhe der Forschung im europäischen Kontext verortet. Dass die Hanse auch einem deutschen Forscher nur ganz am Rande erwähnenswert scheint, kann nur bedauernd konstatiert werden angesichts der wirtschaftlichen Rolle, die sie im England des Tudor-Zeitalters spielte. N. J.

Hinweis zu HGbl 136, 2018, S. 254:

Dieses Kapitel wurde nicht von *Jeroen F. Benders* bearbeitet, sondern von *Rudolf Bosch*.

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

DÄNEMARK. Eine große Institution, die etwas auf sich hält, gibt zu bedeutenden Jubiläen selbstverständlich eine Festschrift heraus. Von dieser Tradition konnte auch die dänische Nationalbank nicht lassen, die zu ihrem Ducentesimum mit einem bildreichen und äußerlich gewichtigen Coffeetablebook aufwartet (Helle W. Horsnæs, Jens Christian Moesgaard und Michael Märcher, *Denar til Daler. Danmarks månedshistorie indtil 1550*, København 2018, 517 Seiten, zahlr. Abb., Gewicht knapp 6 Pfd.; <http://www.nationalbanken.dk/da/publikationer/jubilaeumsboeger/Sider/%E2%80%8BDenar-til-daler.aspx>). Dabei war es die Absicht der Herausgeber mit diesem Band, *die Geldgeschichte in Dänemark in den ersten eintausendfünfhundert Jahren der Zeitrechnung darzustellen, von den ersten Münzen in Dänemark um ca. 150 vor Christi bis zur Einführung des Thalers im 16. Jahrhundert*, wie im Vorwort beschrieben wird, wobei das Buch auf der neuesten Forschung basieren sollte.

In sieben Kapiteln, die die Hrsg. unter sich aufgeteilt haben, wird nun aber nicht allein die Geldgeschichte Dänemarks dargestellt, sondern die Geschichte des Münzwesens in der abendländischen Gesellschaft von den mesopotamischen Palastkulturen (Kap. 1, Møntvæsenets tidlige historie og udvikling, 10–55) bis hin zur Einführung des Thalers in Dänemark (Kap. 7, Et differentieret møntvæsen – ca. 1480–1550, 426–495). Jedes Kapitel besteht aus einer einleitenden Einleitung, laufendem Text sowie vertiefenden und ergänzenden „Faktenboxen“, insgesamt 60 Stück, verteilt auf die einzelnen Kapitel. Der laufende Text besteht zu einem großen Teil aus einer allgemein-historischen-ökonomischen Einleitung und dann der Besprechung einzelner

Funde, aus denen eine Interpretation gewonnen wird. Die Abschnitte sind mit 454 Illustrationen überreich bebildert.

Numismatisch ist der vorliegende Band durchaus vielversprechend. Prägungen, Funde etc. werden eingehend besprochen und bebildert. Hier liegt die (einzige) Stärke dieses schweren Buches, denn die Hrsg. haben sich, zumindest in dem für die Hansegeschichte wichtigen Teil, so gar nicht davon überzeugen lassen, dass es selbst in einer Hilfswissenschaft wie der Geschichte Veränderungen und Erkenntniszuwächse geben könne. So ist z. B. im Literaturverzeichnis historische Forschungsliteratur rar, veraltet oder hat Übersichtscharakter. Das wäre nicht wesentlich, wenn sich die Vff. nicht zu historischen Exkursen hinreißen ließen, die durch die farblich unterlegten „Faktenboxen“ auch noch herausgehoben werden. Hier lernen wir u. a. (364), dass die Hanse eine Gruppe nordeuropäischer Städte war, die sich im 13. Jh. zu einem Handelsbund zusammengeschlossen hatten, um (363) den armen Dänen den Handel aus den Händen zu reißen („Omkring år 1400 var store dele af den danske handel på hansestædernes hænder. Det gjaldt også dele af detailhandlen“), oder dass Malmö dicht bei den Schonischen Messen lag, aber kein Teil von diesen war (414). Ganz verwirrend wird es, wenn der Vf. versucht, die Geschichte des lübeckisch-malmöischen Münzmeisters Gerrit Comhaer zu ergründen (383), ohne auch nur das Urkundenbuch der Stadt Lübeck oder andere deutsche Forschungsliteratur konsultiert zu haben.

Diese Beispiele könnten wahllos ergänzt werden. Es muss daher konstatiert werden, dass dieser Band konzeptuell wie inhaltsmäßig nicht den gesteckten Zielen der Hrsg. entspricht. Numismatisch mag er auf dem neuesten Stand sein und schwer ist er auch. Für den Verwendungszweck eines solchen Bandes schweben einem daher viele Möglichkeiten vor, für die Forschung der Wirtschaftsgeschichte Nordeuropas eignet er sich allerdings nicht. C. J.

Im Frühjahr 2015 fanden in Falsterbo großflächige Ausgrabungen auf dem Gebiet der ehemaligen Lübecker Vitte statt, deren Ergebnisse Annika Knarrström nun präsentiert (*Arkeologi på en fit i Falsterbo*, in: *ale*, Historisk tidskrift för Skåneland, Lund 2018, H. 4, 26–40). Entgegen der Erwartungen der Archäologen war die Fundausbeute relativ gering. Neben einer Schale aus mediterraner Lysterware kam vor allem eine Vielzahl von Pfostenlöchern zutage. Daneben wurden vor allem Tonnen oder Tonnenreste geborgen, von denen zehn auf die Jahre zwischen 1270 und 1399 datiert werden konnten. Insgesamt ist es schade, dass ein Ausgrabungsbericht für diesen, für die hansische Handelsgeschichte so wichtigen Handelsplatz ohne jegliche Referenz zu nicht-schwedischer Literatur auskommen kann. Dieses führt im Interpretationsteil zu grotesken Missdeutungen, die leicht und ohne

großen Aufwand hätten vermieden werden können. Hier gibt es noch sehr viel Vermittlungsarbeit zwischen Archäologie und Geschichtswissenschaft zu leisten. C. J.

Im Vertrag von Speyer 1544 erkannte das Heilige Römische Reich zum ersten Mal offiziell die Existenz des Öresundzolles an, etwas über einhundert Jahre nach dessen Einführung. Allerdings legte der Vertrag fest, dass „der gewondlichen zolle“ zu erheben seien, womit dem dänischen König ein Knebel aufgezwungen wurde, den Christian III. 1548 auf machiavellische Weise zu durchbeißen suchte, wie Mogens Jensen in seinem Beitrag *En toller for en rosenobel, Retssagen mod øresundstolder Peder Hansen i 1548* (ZISE, Toldog Skattehistorisk Tidsskrift, 41, 2018, Nr. 1, 4–19) ausführt. *Ein Zöllner für einen Rosenobel* bedeutet in diesem Fall, dass der König seinen Zöllner in Helsingør in einem Scheinprozess opferte, um eine Zollerhöhung um 20 v. H. durchführen zu können. Wie der Vf. eindringlich darstellen kann, hatte der Zöllner Peder Hansen sowie dessen Vater und Großvater vor ihm auch, den Öresundzoll in Henricusnobeln zu 2½ fl. abgerechnet. Dieses entsprach geltender Praxis und war noch Mitte 1547 vom Kg. sanktioniert worden. Doch kam der neue Hofmeister Eske Bille 1548 auf die Idee, dass man mehr Einkünfte erzielen könne, würde der Zoll anstatt in Henricusnobeln nun in den schwereren Rosennobeln abgerechnet. Problem war nur, dass man beweisen musste, dass dieses alter Tradition, dem „gewondlichen zolle“, entsprach, um dieses auch international durchsetzen zu können – und dieses konnte man nur tun, indem man den Zöllner des Betruges anklagte. Die Anklage lautete, dass der Zöllner zwar einen Rosenobel kassiert, beim Kg. allerdings nur einen Henricusnobel abgerechnet und die Differenz behalten habe. Doch wurde Peder Hansen in einem ersten Prozess freigesprochen, was so gar nicht der Intention des Kg.s entsprach, so dass ein zweiter initiiert werden musste, der den Zöllner rechtskräftig um Leib und Vermögen brachte. Dieses konnte international präsentiert werden, der Zoll wurde seitdem in Rosenobel abgerechnet (und der Kg. konnte am Sonntag Misericordia Domini den Zöllner wieder begnadigen, der seine Rolle in diesem Drama ausgespielt hatte.) Insgesamt wird in diesem Kabinettstück ein politischer Wirtschaftskrimi des 16. Jh.s in aller Klarheit dargestellt. Das ist spannend und unterhaltsam zugleich. C. J.

SCHWEDEN. Während die deutsche, hansische und niederländische Forschung schon seit langem die Bedeutung des städtischen Häusermarktes als Indikator für wirtschaftliche Entwicklungen erkannt und erforscht hat (siehe z. B. Rolf Hammel-Kiesow, *Die Lübecker Häusermarktkurve (1284–1700)*) und die wirtschaftliche Entwicklung in Schleswig-Holstein. Erste Ansätze

zu einem Vergleich, in: *Wirtschaftliche Wechsellagen in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Neumünster 1991, 37–55), hat die skandinavisch-angelsächsische Forschung diesen Bereich bisher ignoriert. Insofern ist die Erforschung von städtischen Preisindizes für Bo Franzén und Johan Söderberg Neuland, das sie mit ihrem Beitrag *Hus, gårdar och gatubodar. Fastighetspriser i Stockholm och Arboga 1300–1600* (Svensk HT 138, H. 2, 2018, 227–254), betreten. Die beiden Forscher werten für ihren Beitrag 2.976 Einträge aus den Stadt- und Denkelbüchern in Stockholm und Arboga (sowie Jönköping und Kalmar) aus, wobei die Stadt am Mälaren mit 79 v. H. die Quellengrundlage dominiert, gefolgt von Arboga mit 18 v. H. Durch eine Reihe analytischer Vorgehensweisen können die Vf. nun zeigen, dass zum ersten die Hauspreise in Stockholm und Arboga im Untersuchungszeitraum zwar gefallen sind, aber weniger stark als im benachbarten, agrarischen Umfeld. Dieses führen sie zum einen auf einen Rückgang der Lohnkosten für Arbeiter zurück, zum anderen können sie aber auch zeigen, dass die Grundstücksgrößen in der Stadt zurückgingen. Der Rückgang der Grundstückspreise fiel dabei mit 6 v. H. für mit steinernen Häusern bebaute Grundstücke relativ moderat aus (243). Zum Dritten können sie zeigen, dass der Anteil steinerner Häuser, vor allem in Stockholm, stetig zunahm, wobei Fachwerkhäuser erst nach 1500 auf dem Markt erschienen. Als vierte Erkenntnis kann für die beiden Städte festgehalten werden, dass die Immobilienpreise zwar in Pestjahren deutlich sanken (mit bis zu 19 v. H.), sich aber bereits im jeweils folgenden Jahr mehr als deutlich erholten. Die Einwirkung von Epidemien auf den Immobilienmarkt war also mehr als kurzfristig. Abschließend gehen beide dann noch auf die ökonomischen Ungleichheiten in den Städten ein, die sich auf dem gleichen Niveau befanden wie in den Niederlanden, sowie auf die Geschlechterverteilung im Immobilienhandel. Alles in allem handelt es sich bei diesem Beitrag um einen übersichtlichen und klar formulierten Grundbeitrag, der die Entwicklung dieser für die Hanse so wichtigen Städte deutlich skizziert. C. J.

Nichts ist so sicher wie der Tod und nichts so unsicher wie dessen Stunde. Diese mittelalterliche Weisheit hat bis heute nichts an Aktualität verloren, und sie war auch die treibende Kraft für das hier anzuzeigende Lebenswerk des Gotlandspezialisten Dick Wase, *Invånarna i medeltidens Visby (1000–1600)* (Stockholm 2018, Acta Orientalis, XV, 1170 S., zahlr. Abb.), welches eigentlich als Habilitation gedacht war. Ein 2016 entdeckter Halskrebs aber veranlasste den Vf., dieses Werk noch vor seinem Tode herauszugeben.

Auf über elfhundert Seiten sammelt der Vf. akribisch alle Informationen zu den Familien und deren Mitgliedern im mittelalterlichen Visby. Hierdurch entsteht ein bisher ungesehenes und unübertroffenes Nachschlagewerk über

zahllose hansische Kaufmannsfamilien. Geordnet ist dieses Werk nach dem Geschlechtsnamen, dann folgen Informationen über die Herkunft des Geschlechtes, Familienmitglieder in Visby sowie über deren Hausmarken resp. Wappen. Alle Angaben sind durch Quellenhinweise belegt. Darüber hinaus enthält das Buch ein Verzeichnis der Orte, aus denen oder nach denen Visbyter Bürger umgezogen sind, ein Verzeichnis der Geschlechter, die sich länger als fünfzig Jahre in der Stadt gehalten haben sowie eine neue Ratsliste der Stadt.

Alles in einem ist hiermit ein für die Hansegeschichte unverzichtbares Who ist Who des mittelalterlichen Visbys entstanden, was seinesgleichen sucht. In einem solchen Umfang und in einer solchen Sorgfalt ist die greifbare Einwohnerschaft einer Hansestadt bisher selten untersucht worden. Es ist daher ein unverzeihliches Manko, dass dieses Werk aus Geldgründen nur in neunzig Exemplaren gedruckt wurde, die einzeln nummeriert sind. Es steht zu hoffen, dass dieses Handbuch aufgrund seiner Bedeutung eine Neuauflage erhalten wird – und zwar bald. Die Forschung ist hierauf dringend angewiesen.

C. J.

Durchgehende Zeitreihen für den Konsum und die Versorgung mit Lebensmitteln in Skandinavien des Mittelalters sind sehr selten. So ist es nahezu sensationell, wenn Dag Retsö die beiden bisher bekannten Listen aus Nyköping (1365–1367) und Stegeborg slott (1497–1492) nun mit einem weiteren Exemplar aus Vesterås slott für die Jahre 1517–1520 ergänzen kann (*Livsmedelförsörjning och näringsstandard på Västerås slott 1517–1520. Ett nyupptäckt dokument i danska Rigsarkivet*, Scandia, 84, 2018, H. 2, 37–58). Die vom Vf. vorgestellten Aufzeichnungen befinden sich in einem bisher unbeachteten Konvolut des dänischen Reichsarchives in Kopenhagen, in dem aus Schweden zu Beginn des 16. Jh.s verschleppte Aufzeichnungen gesammelt wurden. Die vom Verwalter des Reichsschlusses Vesterås, dem Zentrum der schwedischen Bergwerksregion Dalarna und einem der wichtigsten Schlösser des Reiches überhaupt, angefertigten Listen enthalten die nahezu vollständigen und datierten Aufzeichnungen über „brödbak, ölbrygning och slakt“ sowie über den „uttag ur bakarstugan, brygghuset, stekhuset“ samt „utspising“ (39) (das Brotbacken, die Bierbrauerei und der Schlachtereier sowie den Ausschankungen aus der Bäckerei, der Brauerei und dem Brathaus samt der Verpflegung) der Jahre 1517 bis 1520. Vf. analysiert und fasst nun diese Listen zusammen. Auf sehr schwedische Weise interessieren ihn dabei nicht die spezifischen, täglichen Versorgungsmengen oder die jahreszeitlichen Schwankungen. Stattdessen berechnet er aus dem Gesamtverbrauch eine durchschnittliche tägliche Kalorienaufnahme der Schlossinsassen von ca. 3753 kcal per capita, die etwas höher lag als vergleichbare englische Werte. Gleichzeitig zeigt er auch Strukturen der schlossinternen Bierbrauerei sowie die Verteilung der

einzelnen Lebensmittelarten in der Gesamtversorgung der Schlossbevölkerung. Je nach Sichtweise beantwortet dieser Artikel bei weitem nicht alle Fragen, die der Sozial- und Wirtschaftshistoriker an eine solche Quelle stellen würde. Insofern bleibt nur zu hoffen, dass diese so spannende Quelle recht bald zur Gänze ediert wird. C. J.

Als Teil eines großen Forschungsprojektes untersucht Jan ken Myrdal die Illustrationen in der berühmten schwedischen Rechtshandschrift B 68 der Uppsala Universitetsbibliothek Carolina. (*Kvinnosaksfrågan omkring år 1430*, Svensk HT 138, H. 1, 2018, 63–77, 4 Abb.). Durch eine tiefgehende Bildinterpretation versucht der Vf., den Auftrag für diese Handschrift auf die reiche hochadlige Witwe Elin [Helena] Bengsdotter Aspenätten zurückzuführen. Ob seine, teilweise etwas gewagten Spekulationen Bestand haben werden, werden die weiteren Diskussionen zeigen. Die Idee jedenfalls, dass die Bilder als kontrafaktische Kritik an diesem für einen Lagman erstellten Kodex zu verstehen sind, hat einen Reiz in sich selbst. C. J.

FINNLAND. Die Gabenpraxis und die hinter den Schenkungen an Klöstern stehenden Netzwerke untersucht Anna-Stina Hägglund am Beispiel des auch für Kaufleute interessanten Birgittinerklosters Nådendal im Bistum Åbo (Turku) in Finnland (*Gåvor till Heliga Birgittas ära. En studie av donators-gemenskapen kring Nådendals kloster 1438–1520*, Finsk HT 103, 2018, H. 3, 359–394). Die Vf.in analysiert in ihrer Studie die 105 bewahrten Donationsdokumente resp. – Aufzeichnungen für dieses 1438 gegründete Kloster, die sich heute zumeist in Stockholm befinden. Vf.in kann zeigen, dass neben den üblichen adligen Donatoren auch Kaufleute respektive Witwen Schenkungen an das Kloster machten, wobei die einzelnen Gruppen beim eigentlichen Schenkungsakt häufig Zeugen aus dem eigenen Stand suchten. Weiterhin erläutert sie stringent und übersichtlich die Einspruchsmöglichkeiten, die Familienangehörige und Erben bei der Güterübertragung an skandinavische Klöster besaßen und derer ein Kloster versuchte, durch die *laudatio parentum* Herr zu werden. Insgesamt ist dieses ein kurzer und übersichtlicher Beitrag, der gut als Einführung zu diesem Thema geeignet ist. C. J.

A[leksandr] I[vanovič] Saks, „Das Kaufmannsgildehaus“ (*Die Gilde des Heiligen Geistes*) in *Vyborg: zur Frage der Lokalisierung* („Dom kupčeskoj gildii“ [Gildija Svjatogo Ducha] v Vyborge: k voprosu o lokalizacii, in: *V kamne i bronze. Sbornik v čest' Anny Peskovoj*, hg. von A[leksandr] E[vgen'evič] Musin und O[l'ga] A[lekseevna] Ščeglova, Institut istorii materialnoj kul'tury RAN, Trudy 48, St. Petersburg 2017, 511–524). In seinem Artikel berichtet Vf., der seit vielen Jahren in Vyborg ausgräbt,

über archäologische Funde am Ort des sog. „Kaufmannsgildehauses“. Gemäß den Schriftquellen wurde das Haus am Anfang des 15. Jh.s für ausländische Kaufleute gebaut, damit sich diese dort mit ihren Vyborger Partnern aus der Gilde des Heiligen Geistes treffen konnten. Die Gilde des Heiligen Geistes war im mittelalterlichen Vyborg von großer Bedeutung, die Lage des ihr gehörenden Gebäudes blieb aber lange im Zweifel. Die Ausgrabungen vom Institut für materielle Kultur (Sankt-Petersburg), in den Jahren 2004–2012 durchgeführt, ermöglichen jetzt die Feststellung, dass das „Kaufmannsgildehaus“ einst an der Stelle des heutigen Wohnhauses an der Vyborgskaja-Straße (Luostarinkatu) 10, also auf halbem Wege zwischen dem Hafen und dem Rathaus, lag. Aufgrund eines Felsvorsprungs wurde dieses Grundstück ziemlich spät bebaut, und zwar im 15.–16. Jh. Im Bericht ist der Bbauungsverlauf dieses Stadtviertels von den 20er Jahren des 15. bis zum Ende 16. Jh.s im Detail beschrieben. Dieser war anscheinend gut organisiert, was ein Entwässerungssystem, eine Wasserleitung und Holzpflaster bezeugen. Die Kulturschicht ist mit prestigeträchtigen Objekten übersät, darunter Handelsrobben, Wertmarken, Buchverschlüsse, mittelalterliche Münzen aus Livland, Schweden und Russland sowie teure Alltagsgegenstände. In der Schicht der ersten Hälfte des 16. Jh.s wurde das Steinfundament eines großen Zweikammergebäudes entdeckt, das als das „Kaufmannsgildehaus“ in seiner Blütezeit betrachtet werden kann, was auch durch städtische Legenden bestätigt wird. Unbekannt ist der Zweck eines großen Wohngebäudes mit einem lehmbeschichteten Ofen, das sich in der Nähe befand und Zugang zu derselben großen Straße hatte. *M. B.*

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Maria Bessudnova, Karsten Brüggemann, Inna Jürjo und Anti Selart*

Das Jahrbuch *Die ältesten Staaten Osteuropas* 2016 (*Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2016 god*, Moskau 2018, Verlag Universität Dmitrija Požarskogo, 432 S.) ist dem Andenken der verdienstvollen Forscherin auf dem Gebiet der altrussisch-skandinavischen Beziehungen Galina Vasil'evna Glazyrina (1952–2016) gewidmet. Hier schreibt Timofej Valentinovič Gimon über die mittelalterliche mündliche Interpretation der historischen Geschehnisse in Novgorod im 11. Jh. (*Ustnaja tradicija o sobytijach XI v. v srednevekovym Novgorode*, 157–183). Die späteren chronikalischen Darstellungen über die „Urkunden des Jaroslav Vladimirovič“, des Krieges in Estland um 1060 und anderer Episoden deuten an, wie die Geschichte in Novgorod bewertet und präsentiert wurde. Die wichtige Rolle der mündlichen Infor-

mation bei der Gestaltung des Chroniktextes betont auch Vera Ivanovna Matuzova, die über das Bild der Prußen in der Chronik des Petrus von Dusburg berichtet („*Chronika zemli Prusskoj*“ *Petra iz Dusburga o prussach*, 253–265). Vladimir Jakovlevič Petruchin identifiziert Semgallen und besonders die Handelssiedlung Daugmale an der Düna unweit des heutigen Riga als besonderes Objekt der Konkurrenz zwischen der Rus' und Skandinavien im 11. Jh. (*Ingvar v Zemgalii*, 354–359). A. S.

Dmitrij Ivanovič Veber und Aleksandr Il'ič Filjuškin, „*Vom Orden ist nur der Name geblieben...*“ *Schicksal und Tod der deutschen Ritter im Baltikum* („*Ot ordena ostalos' tol'ko imja...*“ *Sud'ba i smert' nemeckich ry-carej v Pribaltike*, Sankt-Petersburg 2018, Verlag Nauka, 248 S., Abb.). – Das populärwissenschaftliche Büchlein bietet einen Überblick über die Geschichte Alt-Livlands seit den Kreuzzügen. Im Zentrum stehen hier zuerst der livländische Deutsche Orden und dann die politische Geschichte des 16. Jh.s und die ersten Jahre des Livländischen Krieges bis zum endgültigen Untergang der altlivländischen Territorien 1561–1562. In diesen Rahmen wird auch der mittelalterliche Hansehandel mit der Rus' thematisiert. Laut Vff. beruhte der angeblich hohe Gewinn des Russlandhandels auf den Manipulationen mit den Maßen und Gewichten seitens der Hansen, und die nach dem Ende der Novgoroder Selbständigkeit von den Moskauer Behörden eingeführten Veränderungen im Handelssystem waren eigentlich gerecht, wirkten aber für die Hanse gewinnmindernd. Um 1550 war es nur eine Frage der Zeit, wann Livland, wo keine Säkularisation oder politische Integration stattgefunden hatte, von mächtigeren Nachbarn verschluckt wurde. Besonders war Polen-Litauen daran interessiert, doch ergriff Moskau 1558 endgültig die Initiative. Bei der Diskussion der Motive des Moskauer Angriffs ermitteln Vff. die zeitgenössischen russischen Erklärungen der Kriegsursachen und stellen sie den Vermutungen der modernen Historiker gegenüber, die hinter den angeblich erfundenen Vorwänden öfters eine weitgehende, wirkliche strategische Planung entdeckt haben. Hinsichtlich der letzteren nehmen Vff. eine eindeutig ironische Haltung ein. Der Livländische Krieg war ein Resultat mehrerer kleinerer Konflikte, von Zufällen und Ad-hoc-Entscheidungen. – Insgesamt handelt es sich um ein gelungenes, gut lesbares und informationsreiches Buch, das nicht nur den interessierten Laien, sondern auch den Berufshistorikern zugutekommt. Die hier und da vorkommenden Fehler oder nicht gelungenen Verallgemeinerungen trüben das positive Bild nur wenig. Was stört, sind ein paar Formulierungen, in denen die heutigen politischen Verhältnisse sich wiederfinden, wie die „europäischen Sanktionen“ gegen Russland u. a. A. S.

Braut 3 – Articles from Northern European Road History, hg. von Geir Atle Stormbringer (s.l. 2017, Verlag NordBalt, 138 S., Abb.), enthält eher populärwissenschaftliche und meistens nicht besonders umfangreiche Überblicke von unterschiedlicher wissenschaftlicher Qualität über die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte der Straßen, Brücken und des Wegenetzes in Litauen, Lettland, Polen, Finnland, Norwegen, Estland und Schweden. Der sehr reichlich illustrierte Band ist gut geeignet, um einen ersten, schnellen Überblick zum Thema zu erhalten und als Hinleitung zur weiterführenden Literatur. A. S.

ESTLAND/LETTLAND. Der Band *Symbolic Identity and the Cultural Memory of Saints*, ed. by Nils Holger Petersen, Anu Mänd, Sebastián Salvadó und Tracey R. Sands (Newcastle upon Tyne 2018, Cambridge Scholars Publishing, 314 S., zahlr. Illustr.) enthält neun Beiträge, die das kulturelle Gedächtnis bezüglich der Heiligen vermittels der Texte, Kunst, Musik usw. untersuchen. Wie Petersen in der Einleitung betont, gehen alle Herausgeber und Autoren des Werkes davon aus, dass die Narrative, Riten und Symbole sowie verschiedene kulturelle Ausdrücke als konstituierende Elemente einer Gemeinde und deren kollektiver Identität gelten können. Die Entwicklung einer regionalen Identität sei stets durch eine gewisse Spannung zwischen den jeweiligen lokalen Traditionen und transregionalen Impulsen geprägt. Die Autoren nutzen den mittelalterlichen Kult der Heiligen als Mittel, um die Veränderungen im kulturellen und sozialen Wertesystem festzustellen und zu erklären. Ein erheblicher Teil des Bandes ist der Geschichte des mittelalterlichen Livlands gewidmet. In ihrem gemeinsamen Beitrag *Livonia – a Region without Local Saints?* (91–122) stellen Anti Selart und Anu Mänd die Frage, warum sich im mittelalterlichen Livland kein Kult der lokalen Heiligen herausgebildet hat, obwohl es in der Geschichte des Landes eine Menge von Bischöfen und Ordensrittern gab, die aktiv an der Eroberung und Christianisierung beteiligt waren. Zudem habe es eigentlich auch genug Märtyrer unter den Laien und Geistlichen gegeben. Als eventuelle Kandidaten für lokale Heilige heben sie u. a. Bernhard von Lippe sowie die Bischöfe Meinhard und Berthold hervor. Die Autoren betonen insbesondere die Bedeutung des Deutschen Ordens für den Heiligenkult Livlands. Sie gehen davon aus, dass die unzureichende politische und kulturelle Integration der Gesellschaft sowie die transregionale Identität der livländischen Eliten die Entstehung lokaler Heiliger und einen Kult um diese verhindert hätten. – Tiina Kala untersucht *Regional and Trans-regional Traditions in Saints' Cults: A Dominican Calendar from Late Medieval Tallinn* (123–144) und betrachtet die Liturgie in Reval im Kontext des örtlichen Kirchenlebens. Sie macht darauf aufmerksam, dass sich die Heiligen, die in der Stadt verehrt wurden (St. Olav, St. Victor usw.), im liturgischen Kalender der Revaler Dominikaner

häufen, auch wenn die Liturgie ihres Ordens stark zentralisiert war. Ob die Dominikaner einen spezifischen Einfluss auf die Liturgie und den Heiligenkult Revels bzw. des mittelalterlichen Livlands hatten, sei eine Forschungsaufgabe für die Zukunft. – Auch die weiteren Beiträge seien hier kurz angesprochen: Gábor Klaniczay betrachtet in seinem Aufsatz *Saints' Cults in Medieval Central Europe: Rivalries and Alliances* (21–41), wie verschiedene Regionen und Gruppen im Mitteleuropa um bedeutende Heilige untereinander konkurrierten, um deren Reliquien zu gewinnen. – Gerhard Jaritz (*Images of Saints in Medieval and Early Modern Central Europe: Communicators of Region and Community*, 42–58) zeigt, wie sich die regionale Einstellung zu Heiligen in zahlreichen visuellen Repräsentationen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit äußerte, in denen bestimmte Heilige als lokale Figuren angeeignet wurden. – Kateřina Horníčková untersucht *Martyrs of "Our" Faith: Identity and the Cult of Saints in Post-Hussite Bohemia* (59–90). Hierin beleuchtet sie die Rolle der Heiligen im religiösen und politischen Konflikt zwischen den Hussiten und der katholischen Kirche in Böhmen. – In seinem Aufsatz *Saints, their Societies and their Chants: Corporate Identity and its Representation in Medieval Saints' Offices ("historiae")* (145–166) analysiert Roman HankeIn die liturgischen Gesänge und zeigt dabei vor allem, wie die Musik die Botschaft des Textes unterstützte. – Sebastián Salvadó's Beitrag *Christian Militancy in the Liturgy for Sainted Kings from the Middle Ages to the Renaissance* (167–188) beschäftigt sich mit dem Veränderungsprozess, dem das theologische Fassen der königlichen Heiligen im Laufe der Zeit unterlag. H. und S. thematisieren somit die mittelalterliche Liturgie als poetisches und musikalisches Gesamtkunstwerk und Konstrukt zugleich, das sowohl den theologischen als auch den politischen Diskurs der Heiligen widerspiegelte. – Tracey R. Sands betrachtet *Saints and the Politics of Gotlandic Identities* (189–219) und zeigt, wie die Heiligen zu einem Teil der politischen und nationalen Agenda des lutherischen Gotlands um 1900 wurden. In *One of Us: Local Danish Saints* (220–246) diskutiert Martin Wangsgaard Jürgensen die Beziehung, ja zuweilen sogar Rivalität zwischen der Universalität und der Lokalität im Kontext des Heiligenkults. Er versucht zu erklären, warum angesichts sowohl der offiziellen Kanonisierung als auch der Popularität unter den breiten Volksmassen einige mittelalterliche Heilige mehr Erfolg hatten als andere. I. J.

Die Thematik des Sammelbandes *Verbum movet, exemplum trahit. The Emerging Christian Community in the Eastern Baltic* (Acta Historica Universitatis Klaipedensis, Bd. 33, hg. von Marius Ščavinskas, Klaipėda 2016, Verlag Institute of Baltic Region History and Archaeology, Klaipėda University, 252 S.) reicht über die Kirchengeschichte hinaus. Kristjan Kal-

jusaar, *The Lives of Hostages and their Influence on the Conversion and Acculturation of Livonia and Prussia during the Baltic Crusades in the 13th Century* (23–46), untersucht das spätere Schicksal der während der Kriege in Livland und Preußen regelmäßig genommenen einheimischen Geiseln. Vf. betont, dass gerade sie als ein wichtiges Instrument der Akkulturation der lokalen Gesellschaften fungieren konnten. Der Hg. hebt in seinem Beitrag *Christianisation and cura animarum in the First Christian Communities in Livonia and Prussia during the Period of the Crusades* (47–71) die Rolle der alltäglichen, „nicht-theologischen“ Religionsausübung der Kreuzfahrer und Immigranten bei der faktischen Verchristlichung der lokalen Bevölkerung im Baltikum hervor. Wenn man sich auf die volkstümliche Religion konzentriert, verliert auch die typische Forschungsfrage, wann denn die Einheimischen „endgültig“ Christen geworden seien, ihre Relevanz. Der Aufsatz von Rytis Jonaitis und Irma Kaplūnaitė, *Gleichartig oder unterschiedlich? Zwei christliche Gemeinden im heidnischen Vilnius* (Panašūs ar skirtingi? Dvi krikščioniškos bendruomenės pagoniškame Vilniuje, 75–98), behandelt die katholische (deutsche) sowie die orthodoxe (russische) Vorstadt in Vilnius im 14. Jh. Obwohl der orthodoxe Stadtteil früher entstand und eine bessere rechtliche Lage hatte, weil seine Einwohner nicht als Fremde, sondern als Untertanen des Großfürsten galten, bildeten beide Viertel integrale Teile von Vilnius, in denen Fernhandel und spezifische Handwerke betrieben wurden. Rafał Kubicki beschreibt zusammenfassend *Mendicant Orders in Medieval Prussia and Livonia: Pastoral Activities in Towns* (123–146) und Sigita Bagužaitė-Talačkienė thematisiert *Bernstein als Symbole. Kultureller Wandel und Kontinuität im Deutschordensgebiet an der Ostsee* (Gintaras kaip simbolis: kultūrų kaita ir tęstinumas Vokiečių ordino valdose Baltijos pajūryje, 187–203). Bevorzugt aufgrund der älteren Geschichtsliteratur werden hier die Grundzüge von mittelalterlichem Bernsteinhandel und -bearbeitung vorgestellt. Wichtig sei, dass Bernstein sowohl in der heidnischen als auch zu christlicher Zeit für die Herstellung religiöser Gegenstände benutzt wurde. A. S.

Im Jahrbuch *Archaeological Fieldwork in Estonia. Arheoloogilised välitööd Eestis 2016* (hg. von Erki Russow und Riina Rammo, Tallinn 2017, Verlag Muinsuskaitseamet, 212 S., Abb.) sind die folgenden Resultate der archäologischen Forschung von Relevanz. In Hapsal wurde ein bisher unbekannter Abschnitt der Stadtmauer gefunden, der bestätigen kann, dass die Stadt vollständig ummauert war. In Tallinn wurde eine Strecke der mittelalterlichen, aus Kalkstein gebauten Wasserleitung freigelegt. Die am Fuß von Tõnismägi, außerhalb der mittelalterlichen ummauerten Stadt, gefundenen Gegenstände machen es denkbar, dass sich hier entweder um 1200 eine mit dem Fernhandel verbundene Siedlung befand, oder dass eine der ersten Kaufmannssiedlungen

in Tallinn in der ersten Hälfte des 13. Jh.s in diesem Gebiet gegründet und erst etwas später in die heutige Altstadt verlegt wurde. Präsentiert werden Hortfunde aus Kukruse (tpq 1093, dominierend deutsche Prägungen), Kõue (tpq 1075, enthält Hartzinn-Anhänger, die die Silbermünze des Großfürsten Jaroslav Vladimirovič von Kiev imitieren), Soovere (tpq 1089, mit seltener Prägung aus Schleswig) und zwei Funde aus Voorepera (tpq 1018 und 1068, dominierend aus entsprechend angelsächsischen und friesischen Münzen zusammengestellt). Drei Hortfunde aus dem 16.–17. Jh. kamen aus Pugritsa ans Tageslicht.

A. S.

Die naturwissenschaftlichen Methoden, die in der archäologischen Forschung eine immer größere Rolle spielen, ermöglichen Fragestellungen, die bisher unausführbar waren. Alex Brown [u. a.], *Plant Macrofossil, Pollen and Invertebrate Analysis of a Mid-14th Century Cesspit from Medieval Riga, Latvia (the Eastern Baltic): Taphonomy and Indicators of Human Diet* (Journal of Archaeological Science: Reports 11, 2017, 674–682) präsentiert die Resultate der Erforschung einer Kloake aus der Mitte des 14. Jh.s in der Altstadt von Riga. Dabei wurde der Konsum von überwiegend pflanzlichen Lebensmitteln lokalen Ursprungs – Getreide, Waldbeeren – seitens der mittelalterlichen Einwohner des Grundstückes festgestellt. Den Verzehr von Fleisch und vor allem von Fisch bezeugen die gefundenen Parasiten. Weil in der Ausgrabungsstätte Gegenstände „of ethnic Liv character“ gefunden wurden, heißt es hier, dass das „human faecal material“ die städtische Bevölkerung undeutscher bzw. eingeborener Herkunft belege. Der Beitrag von Rowena Yvonne Banerjea [u. a.], *A Multi-proxy, Diachronic and Spatial Perspective on the Urban Activities within an Indigenous Community in Medieval Riga, Latvia* (Quaternary International, 460, 2017, 3–21) stellt in demselben Stadtviertel Rigas die Bearbeitung von Buntmetallen, das Schlachten von Tieren und die Verarbeitung von Fischen als Tätigkeit der Einwohner fest. Es soll sich dabei um ein „self-contained, insular“ Gebiet der Einheimischen gehandelt haben in einer Stadt, die grundsätzlich mit den internationalen Handelsnetzen eng verbunden war. – Bessere Kenntnisse über den aktuellen Stand der traditionellen, auf den schriftlichen Quellen basierenden historischen Forschung wären den beiden Publikationen bestimmt zugutegekommen. Die Ergebnisse basieren einerseits zwar auf den modernsten Forschungsmethoden, ihre ethnozentrischen Interpretationen stammen aber aus einer viel älteren Tradition. Die akademische Relevanz der naturwissenschaftlich exakten Feststellung der nationalen Herkunft des mittelalterlichen Mistes ist aber natürlich auch eine Geschmacksache.

A. S.

Kurt Villads Jensen hebt die wirtschaftliche Bedeutung der Kriegsgefangenen im Ostseeraum im 12.–13. Jh. vor. Entsprechend ihres sozialen Status seien sie entweder für hohe Summen freigekauft oder als Arbeitskraft in der Landwirtschaft verwendet worden (*Prisoners of War in the Baltic in the XII–XIII Centuries*, in: e-Stratégica, 2017, Nr. 1, 285–295). Eine ähnliche Thematik behandelt auch John Gillingham, *A Strategy of Total War? Henry of Livonia and the Conquest of Estonia, 1208–1227* (in: Journal of Medieval Military History Bd. 15, 2017, 187–213). Vf. untersucht die Technik der Kriegszüge im Baltikum im 13. Jh. und betont, dass die von dem Chronisten erwähnte Verwüstung eines Gebietes nicht das Umbringen aller Menschen, sondern vornehmlich das Mitführen der Frauen und Kinder als Beute bedeutete. Die Gefangenen wurden laut G. später vor allem als Haussklaven eingesetzt. A. S.

Über die Bedeutung des Fisches für den Handel, die Wirtschaft und die Speisekarte in Estland im 13.–16. Jahrhundert (Kala tähendusest kaubanduses, majanduses ja toidumenüüs 13.–16. sajandi Eestis, in: Acta Historica Tallinnensia 2018, Bd. 24, 3–23, engl. Zus.) berichtet Inna Põltsam-Jürjo. Mit der Entwicklung der Landwirtschaft nahm die wirtschaftliche Bedeutung des Fisches zwar generell ab, doch erlebte der transregionale Fischhandel im Mittelalter einen Aufschwung. Zugriff auf Fischbestände war ein wichtiger Faktor bei der Herausbildung der lokalen Siedlungsstrukturen. Kirchliche Fastenregeln bestimmten die Speisekarte der Bevölkerung unabhängig vom Sozialstatus, zumal Fisch billiger war als Fleisch. Der hansische Fischhandel lieferte in erster Linie Salzheringe und getrockneten Kabeljau, doch war auch der heimische Fischmarkt reich bestückt. Nachdem die Reformation die Fastenregeln aufgehoben hatte, wandelte sich auch das Image des Fisches als Lebensmittel und wurde zunehmend zu einer Speise für ärmere Leute. K. B.

In ihrem Aufsatz „..., denn Hebammen sind für das Wohl der Stadt nicht weniger wichtig als ein Kaplan“. *Über Hebammen in Estland im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit* („..., sest ämmaemandad pole linna heaks vähem vajalikud kui kaplan ...“ Ämmaemandatest Eestis keskajal ja varausaja algul, in: Tuna 2018, Nr. 4, 19–32, Abb., engl. Zus.) trägt Inna Põltsam-Jürjo Informationen über die Arbeit und die Pflichten einer weiblichen Berufsgruppe zusammen, soweit es die knappen Quellen zulassen, die für Estland erst mit dem 16. Jh. zunehmen. Hebammen agierten in einer Grauzone zwischen den kirchlichen Lehren und dem Aberglauben, sie wurden von der Bevölkerung zugleich respektiert und gefürchtet. K. B.

Aus den Beständen des Stadtarchivs Reval liegt wieder mal eine wichtige wirtschaftshistorische Quellenpublikation vor: *Kaupmees Matheus Spielmanni arveraamatud 1568–1570. Rechnungsbücher des Kaufmanns Matheus Spielmann von 1568–1570* (Tallinna Linnaarhiivi toimetised Bd. 15, hg. von Ivar Leimus, Tallinn 2017, Verlag Tallinna Linnaarhiiv, 118 S.). Zwei Rechnungsbücher stammen aus den Jahren 1568–1570. Spielmann kam vielleicht aus Preußen. 1568 verließ er seinen bisherigen Hauptort Königsberg und übersiedelte nach Reval. Später besuchte er auch Narva, Novgorod, Dorpat und Moskau. Wahrscheinlich mit dem Heer des Herzogs Magnus von Holstein kam er nach Livland zurück und starb 1571 vor den Mauern Revals in Magnus' Lager, wenige Tage nach dem Ende der Belagerung der Stadt. Zu seinen Geschäftspartnern gehörten Friedrich II. von Dänemark, Herzog Magnus und die Kaufleute Ivan Groznyjs. Er handelte in Schweden, Preußen, Polen, den Niederlanden und Köln. Die Publikation beweist, dass ungeachtet des Krieges Reval seine Rolle im russischen Transit weiterhin bewahrte. Die in der Forschungsliteratur immer wieder auftretende These der zeitgenössischen Chronisten, der traditionelle livländische Russlandhandel sei aufgrund des Moskauer Angriffs im Livländischen Krieg und der „Narvafahrt“ zusammengebrochen, beschreibt also nicht die ganze Wahrheit. Die wichtigsten Waren Spielmanns waren Textilien, Bier, Wein, verschiedene Waffen und Reiterbedarf („Braunschweiger Waren“). Aus Russland importierte er vor allem Pelze. Die Publikation der in einer Mischung von Nieder- und Hochdeutsch verfassten Quelle wird von einer umfangreichen zweisprachigen Einführung von Vf. begleitet, die neben notwendigen Basisinformationen auch erste Resultate der Erforschung der Rechnungsbücher bietet. A. S.

Anu Mänd, *Michel Sittowi sotsiaalsed sidemed Tallinnas* (Die sozialen Beziehungen von Michel Sittow in Tallinn, in: *Acta Historica Tallinnensia* 2018, Bd. 24, 24–48, engl. Zus.). – Der bekannte Revaler Kunstmaler Michel Sittow (1469–1525), der am Hof Isabellas von Kastilien, Philipps des Schönen von Burgund und Margarethes von Österreich im Dienst war, hat auch in seiner Geburtsstadt eine beachtliche soziale Karriere gemacht. Der detailreiche Aufsatz betrachtet die sozialen Beziehungen Sittows in Reval, M. konzentriert sich auf seine Tätigkeit als Ältermann der St. Knutsgilde und auf seinen Familienkreis, ebenso auf die Personen und Institutionen, die verschiedene Kunstwerke bei ihm bestellten. Der Aufsatz ergänzt dabei Sittows Biografie mit neuen Angaben. Der Bekanntenkreis des Künstlers war innerhalb und außerhalb Revals recht breit. Sittows Ehefrau Dorothea Allunse war Tochter eines Tallinner Kaufmanns, ihre Mutter stammte sogar aus örtlichem Adelsgeschlecht. Als Ältermann der Gilde agierte Sittow in der Zeit des Aufbruchs während der Reformation in Reval, weshalb er im

religiösen Leben der Bruderschaft entscheidende Veränderungen durchführen musste. Eine besonders spannende Frage ist, was Sittow selbst über die neue Lehre dachte, besonders angesichts der Tatsache, dass er an den Höfen katholischer Herrscher diente und seine Werke überwiegend katholische Heiligenbilder darstellten. *I. J.*

Tiina Kala, *Die frühe Reformationszeit in Dorpat. Mit besonderer Berücksichtigung der Quellenlage und der Forschungstraditionen* (in: Johannes Block, *Der pommerse Reformator und seine Bibliothek*, hg. von Jürgen Geiß-Wunderlich und Volker Gummelt, Leipzig 2018, Evangelische Verlagsanstalt, 41–61). – K. charakterisiert die wichtigsten Quellen zur Reformation in der livländischen Bischofsstadt Dorpat. In der Geschichtsschreibung sind die dortigen Reformationsereignisse in erster Linie aufgrund der Chroniken und der Akten der livländischen Ständeversammlungen bekannt. Als besonders informativ und wertvoll gilt in dieser Hinsicht z. B. das Werk von Tileman Bredenbach. Zur Erforschung der Reformation ist ferner noch von Bedeutung der Briefwechsel des Revaler Rats mit der Bischofsstadt, ebenso die Korrespondenz der Dorpater Bischöfe mit dem Rat und der Bürgerschaft Revals. K. zufolge wäre ein Fokus auf die politische Dimension der Dorpater Reformation viel zu einseitig. Ihrer Meinung nach liefert die Behauptung, die Konfrontation der Vasallen und Städte mit den Prälaten habe wichtige Voraussetzungen für die Reformation in der Stadt geschaffen, keine befriedigende Erklärung für den Glaubenswechsel. K. hält es zudem für problematisch, dass die Erforschung der livländischen Reformation sowohl in der estnischen als auch in der deutschen Geschichtsschreibung immer noch stark von der deutschbaltischen Geschichtsschreibung des 19. und frühen 20. Jh.s beeinflusst ist. *I. J.*

Kalle Kroon, *Weißenstein im 16.–18. Jahrhundert. Der Kampf der Bürger mit dem Gut Mexhof um ihre Rechte. Quellen zur Geschichte der Stadt Weißenstein* (Paide 16.–18. sajandil. Linnakodanike võitlus Mäo mõisaga oma õiguste eest. Dokumente Paide linna ajaloost, Paide 2017, Verlag Ühendus Weissenstein, 176 S., Abb.) behandelt die Geschichte der mittelestländischen Kleinstadt seit der Verleihung des Stadtrechts 1291. Hier werden die vorhandenen relevanten Informationen möglichst vollständig zusammengebracht, um den Lesern die Bedeutung und selbständige historische Rolle von Weißenstein vorzuführen. Einerseits ist es wirklich wahrscheinlich, dass die während und nach der Zeit der frühneuzeitlichen Kriege und Zerstörungen schriftlich erwähnten Kirchen und andere steinernen Gebäude aus dem Mittelalter stammen, andererseits aber sollten die Zeichnungen und Beschreibungen des 17.–18. Jh.s retrospektiv doch mit etwas Quellenkritik benutzt werden. Gründlich werden die Prozesse,

die die Bürger gegen die lokalen Gutsbesitzer führten, thematisiert. Letztere betrachteten seit dem 17. Jh. die Stadt als ihren Lehnbesitz, waren aber erst im 18. Jh. im Russischen Kaiserreich in dieser Sache vollständig erfolgreich, als der lokale baltische Adel die frühere Autonomie der Kleinstädte faktisch zu liquidieren vermochte. Ungeachtet des ab und zu unkritischen, heimatforscherischen Eifers des Autors stellt die Publikation eine Sammlung von Materialien dar, die von einem überraschenden Umfang und Reichtum ist. Besonders sind die zahlreichen hochwertigen Reproduktionen der historischen Karten und Pläne hervorzuheben. A. S.

Die kleine Publikation von Marina Borisovna Bessudnova, *Der livländische Orden in der heutigen ausländischen Geschichtsschreibung* (Livonskij orden v sovremennoj zarubežnoj istoriografii, in: *Srednie Veka* 79 (1), 2018, 103–125) stellt einen inhaltsreichen Literaturbericht mit einer gründlichen Bibliografie dar, der vor allem die russischen Leser als Zielpublikum im Auge hat. A. S.

LITAUEN. Irma Kaplūnaitė, *Die Rolle der deutschen Stadt in Wilna in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts* (Rol' nemeckogo goroda v Vil'njuse vo vtoroj polovine XIV v., in: *Ukraina Lithuanica* 4 (2017), 125–145). – Sowohl die archäologischen als auch die knappen schriftlichen Quellen auswertend, behandelt Vf.in die Entstehungsgeschichte der deutschen Siedlung in der litauischen Hauptstadt. Um 1300 ist im Bereich der Burg hier die erste Niederlassung der Katholiken entstanden, wohl in der Gegend der späteren Kathedrale. Der eigene Stadtteil, der 1387 zum ersten Mal erwähnt worden ist, bildete sich in der zweiten Hälfte des Jh.s im Westen der heutigen Altstadt heraus. Obwohl der Anteil der Katholiken kleiner war als derjenige der orthodoxen Christen, spielte auch diese Siedlung eine Rolle bei der zunehmenden Bekanntschaft mit dem Christentum und hinsichtlich der Einflüsse des deutschen Stadtrechts in der litauischen Gesellschaft. Das Fazit lautet, dass die Beziehungen zwischen den Litauern und den Katholiken bzw. den Deutschen nicht nur feindlich und von Kriegen geprägt waren. A. S.

Ingė Lukšaitė, *Die Reformation im Großfürstentum Litauen und in Preußisch-Litauen (1520er Jahre bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts)* (Leipzig 2017, Leipziger Universitätsverlag, 662 S., Abb.). Bei diesem Werk handelt es sich um eine von Lilija Kūnštling und Gottfried Schneider besorgte Übersetzung der 1999 in Vilnius (Baltos lankos) erschienenen Monografie *Reformacija Lietuvos Didžiojoje kunigaikštystėje ir Mažojoje Lietuvoje XVIa. trečiasis dešimtmetis – XVIIa. pirmasdešimtmetis*. Der seit dem Erscheinen der litauischen Ausgabe fortgeschrittene Forschungsstand wurde hierbei

berücksichtigt, die Ausgabe von 1999 umfassend korrigiert und aktualisiert, um die Erkenntnisse aus den zwischenzeitlich publizierten Quellen ergänzt.

Die Darstellung beruht auf umfassenden Studien in Archiven und Handschriftenabteilungen von Bibliotheken in Polen, Deutschland (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz), Litauen, Weißrussland und Russland (Russländische Nationalbibliothek in St. Petersburg) und fasst die langjährigen Studien der ausgewiesenen Kennerin der Reformationsgeschichte zusammen. Allein die Kirchenbücher preußischer Gemeinden, die in der Zentralstelle für Genealogie in Leipzig verwahrt werden und heute unter der Verwaltung des Staatsarchivs Leipzig stehen, hat Vf.in leider nicht nutzen können.

Der Handel als wichtiger Vermittler der Reformation wird von Vf.in ausführlich gewürdigt. Insbesondere stützt sie sich dabei auf die Forschungen der litauischen Wirtschaftshistoriker Zigmantas Kiaupa, Zenonas Ivinskis, Albinas Rimka und Jūratė Kiaupienė. Sie benennt die Akteure, Waren und Handelswege des Groß- und Binnenhandels, hebt die Städte Litauens als wichtige Zentren des Transithandels im 16. Jh. hervor, darunter Kaunas mit seinem Hansekontor und Memel und Königsberg mit ihren Seehandelsbeziehungen, die Rolle der Grenzgänger zwischen dem Herzogtum Preußen und dem Großfürstentum Litauen für die Vermittlung von Waren und Informationen, für die kulturelle Kommunikation an sich, der Kaufleute als Berater der Herrschenden. Die Entwicklung der Bauernschaft, v. a. die Motive für die Aufstände sowie die Besonderheiten der Landwirtschaft, Fronpflichten, Siedlungstypen, Waldwirtschaft, die Städtegründungen des Deutschen Ordens sowie die Gewerbestruktur in den Städten und auf dem Land diskutiert Vf.in ebenfalls eingehend. Die Kirchengründung in Preußen identifiziert sie als „Teil einer weitreichenden gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Aktion“ (174), hinter der die Absicht stand, die baltischen Bewohner des Landes stärker zu integrieren. Entsprechend diskutiert sie ausführlich die Besonderheiten des Glaubens der bäuerlichen Bevölkerung und den Umgang der lutherischen Kirche mit der Volkskultur. Probleme der sprachlichen Vermittlung sowie kulturelle Wechselwirkungen zwischen Deutschen, Litauern, Pruzen, Polen, Sudauern und Kuren, Auswirkungen auf das Bildungswesen und den Buchdruck kommen hierbei zur Sprache. Vf.in vergleicht die Entwicklung im Herzogtum Preußen und dem Großfürstentum Litauen. Hierbei zeichnet sie die Entstehung der lutherischen Gemeinden nach, in denen Kaufleute und Handwerker wichtige Vermittlerrollen einnahmen und hebt die Auswirkungen der Reformation auf die gesellschaftliche Struktur, u. a. Grund- und Landbesitz, kirchlichen Besitz, Dienstpflichten und Leibeigenschaft, Steuer- und Rechtssystem, die umfassende Modernisierung der Kultur sowie den grundlegenden Mentalitätswechsel hin zum Gedanken eines Gesellschaftsvertrags hervor.

Überaus nützlich sind die dem Werk beigegebenen Verzeichnisse der Quellen und der Literatur (587–631), der Abbildungen (633–634), der Personen (635–651) sowie der geografischen Namen und Orte (653–662). Wertvolle Abbildungen, darunter zeitgenössische Karten, Porträts und Städteansichten, u. a. von Ragnit, Tilsit und Insterburg, runden diesen lesenswerten Band ab. *Sabine Dumschat*

RUSSLAND. Der Sammelband „*Meine Spezialität ist die mittelalterliche Rus'*“ stellt eine Gedenkschrift zum 100. Geburtsjahrestag für den sowjetrussischen Historiker Igor' Pavlovič Šaskol'skij (1918–1995) dar („*Moja special'nost' – drevnjaja Rus'*“. *Sbornik k 100-letiju so dnja roždenija I. P. Šaskol'skogo*, hg. von Gennadij Michajlovič Kovalenko [u. a.], Sankt-Petersburg 2018, Verlag Ostrov, 224 S., Abb.). Neben Erinnerungen und biografischen Materialien findet der Leser hier vor allem Forschungen zu den schwedisch-russischen Beziehungen im 17.–18. Jh. Von Interesse ist auch der publizierte Brief von Š. aus dem Jahre 1953 (37–40), in dem die Ursachen seiner Entlassung aus der Karelischen Filiale der Akademie der Wissenschaften der UdSSR erklärt werden. Das Manuskript des Gesamtwerkes über die Geschichte Kareliens, an dem Š. maßgebend mitgewirkt hatte, wurde von den Behörden der Kommunistischen Partei politisch abgelehnt, weil – wie auch Š. es selbstkritisch anerkannte – einige Formulierungen des Textes zugelassen hatten, dass die Russen gelegentlich von Lesern als Aggressoren wahrgenommen werden könnten. Dazu habe Š. laut der Vorwürfe noch die Rolle der Karelrier in der Geschichte Russlands überbewertet. Erwähnenswert ist der Beitrag von Andrej Aleksandrovič Kuznecov über die altrussischen Fürsten des 13. Jh.s Aleksandr Nevskij und Jurij Vsevolodvič (*Aleksandr Nevskij i Georgij (Jurij) Vsevolodovič: sblizenija i peresečenija*, 21–28). Die beiden sollen den gemeinsamen strategischen Kurs verfolgt haben, für Novgorod, also auch für Russland, den Zugang zum Meer zu wahren. Die Unterwerfung Novgorods durch die nordostrussischen Fürsten und das dortige Einsammeln des Mongolentributs durch die russischen Fürsten selbst sollten unter dem Blickpunkt des Interesses der gesamten Rus' positiv bewertet werden, weil es dadurch möglich wurde, dass das Novgoroder Silber den russischen Herzlanden geholfen hat, das Tatarenjoch zu überleben. – Parallel ist noch eine andere Gedenkschrift für Š. erschienen: *Das Novgoroder Land, Sankt-Petersburg und Schweden im 17.–18. Jahrhundert (Novgorodskaja zemlja, Sankt-Peterburg i Švecija v XVII–XVIII vv. Sbornik statej k 100-letiju so dnja roždenija Igorja Pavloviča Šaskol'skogo*, hg. von P[avel] V[ladimirovič] Sedov [u. a.], Sankt-Petersburgskij institut istorii Rossijskoj Akademii Nauk. Trudy, Bd. 4, Sankt-Petersburg 2018, Verlag Nestor-Istorija, 480 S., Abb.). Die wissenschaftlichen Beiträge des Bandes beschäftigen sich überwiegend mit der Geschichte Nordwestrusslands im 18. Jh. Das Vorwort von Michail

Borisovič Sverdlov (4–10) erklärt die Hintergründe, warum Š. um 1940 angefangen hat, über die mittelalterlichen Beziehungen zwischen der Rus' und ihre westlichen Nachbarn zu publizieren. Die politische Konjunktur während des sowjetischen Angriffs auf Finnland und die sowjetische Okkupation der Baltischen Staaten wird hier merkwürdigerweise vollständig mithilfe der sowjetischen Phraseologie beschrieben. Der Beitrag Sverdlovs über *Šaskol'skij und die „Normannenfrage“* (I. P. Šaskol'skij i „normanskaja problema“, 11–66) dagegen ist ein sachlicher Überblick der Diskussion seit den ersten relevanten Autoren im 16. Jh. und der relevanten Publikationen und Meinungen von Š. A. S.

Aus dem neu erschienenen *Novgoroder Historischen Sammelband* (Novgorodskij istoričeskij sbornik, Bd. 17 (27), hg. von Petr Grigor'evič Gajdukov [u. a.], Velikij Novgorod 2018, 275 S., Abb.), der verschiedene Forschungsergebnisse zur Geschichte, Archäologie und Kultur von Groß-Novgorod und dem Novgoroder Land präsentiert, sind nur vier thematisch für die HU passende Beiträge hervorzuheben. A[leksei] V[jačeslavovič] Plochov untersucht eine bronzene Gürtelschnalle aus dem 8. Jh. vom sog. „byzantinischen Kreis“, die im Dorf Ljubytino im Novgoroder Gebiet ausgegraben wurde. Dieses Artefakt, wahrscheinlich auf der Krim hergestellt, hat mehrere Analogien im Nieder-Wolga-Bereich, was, wie Vf. glaubt, als zusätzlicher Beweis für einen regelmäßigen Transithandel im Ostsee-Wolga-Raum gelten kann (3–34). Der Beitrag von M[ichail] B[orisovič] Sverdlov *Zum Studium der Kurzen Russischen Pravda* (*K izučeniju teksta Kratkij Russkoj pravdy*), handelt von deren sehr alter Grundlage, nämlich der Tradition der mündlich überlieferten ostslawischen Stammesgesetze über die Beziehungen zwischen Fürsten, Gemeinden und Ausländern (Warägern und Kolbjägern) (35–49). G[ennadij] M[ichailovič] Kovalenko stellt Umstände des Stolbovo-Friedenschlusses von 1617 dar und akzentuiert, dass die russisch-schwedischen Abkommen, die für Russland im Ganzen nicht günstig waren, die Entwicklung des russischen Handels in Schweden dennoch beförderten (165–172). Hingewiesen sei ferner auf die Mitteilung von M[arina] B[orisovna] Bessudnova über die Wahrnehmung der novgorodisch-schwedischen Beziehungen in der *Smuta*-Zeit durch livländische Chronisten des 17. Jh.s. Vf.in betont, dass den Letztgenannten die Russen und Schweden als Bündnispartner im Kampf gegen Polen galten und sie aus diesem Grund das Bild des „Erbfeindes“ aufgaben, das im 16. Jh. von den Livländern in Bezug auf die Russen aktiv genutzt wurde. Der Stolbovo-Frieden wird in den livländischen Geschichtswerken der frühen Aufklärungszeit sehr positiv charakterisiert, weil er den Vermittlungshandel der Livländer erheblich erleichterte (173–181). M. B.

Der russische Rubel: 700 Jahre Geschichte (Rossijskij rubl': 700 let istorii. Materialy Meždunarodnoj naučnoj konferencii, Velikij Novgorod, 25–27 aprolja 2016 g., hg. von P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov [u. a.], Velikij Novgorod 2017, 167 S., zahlr. Abb.). – Diese umfangreiche Publikation, die die Ergebnisse der im Titel genannten Konferenz dokumentiert, versucht, einige beachtenswerte Momente der siebenhundertjährigen Geschichte des russischen Rubels als Hauptwährungs- und Abrechnungseinheit im Geldsystems Russlands zu beleuchten. Die Einleitung von P[etr] P[etrovič] Gajdukov bietet eine Skizze der vom Vf. periodisierten Geschichte der russischen Münzprägung seit dem 9. Jh. sowie einen kurzen Überblick über die Entwicklung der russischen Numismatik seit dem 18. Jh. (5–15). Der Band umfasst viele Beiträge von russländischen und ausländischen Archäologen und Historikern zur ursprünglichen Existenz des Rubels in Form eines Silberbarrens und zu seiner folgenden Transformation, die mit der stabilen Festsetzung des Silberrubels im Jahre 1704 endete. Einige Forschungen in diesem Bereich sind von besonderem Interesse. Die Untersuchung von E[lena] A[leksandrovna] Rybina und V[alentin] L[avrent'evič] Janin behandelt Verwendungsfälle des Begriffs *rubl'* in 32 Birkenrindeschriften aus Novgorod, Staraja Russa und Vologda vom frühen 14. Jh. Vff. meinen, dass in dieser Zeit ein altes fünfgliedriges Währungssystem durch ein neues siebengliedriges ersetzt wurde, infolge dessen der Rubel im novgorodischen Geldumlauf entstand. Alle von ihnen erforschten Texte mit den *rubl'*-Begriffen, deren Inhalt in 2 Tabellen vorgestellt ist, beziehen sich auf Barausgleich (Quittungen, Bestellungen, Testamente usw.) und bezeugen die weite Verbreitung des neuen Geldes (15–19). In seinem der *grivna* gewidmeten Bericht betrachtet P[etr] S[ergeevič] Stefanovič den alten Streit um die Form des altrussischen Währungsmittels, den die Befürworter der Pelzgeld- (*mechovisty*) und Metallgeldtheorie (*metalisty*) vom Anfang des 19. Jh.s bis heute führen. Es ist seiner Meinung nach festzuhalten, dass die für das 11. Jh. typischen Zahlungsmittel in Form von standardisierten Silberbarren und von beeinträchtigten Häuten (*dranic*), die an sich keinen Wert hatten, in einer bestimmten Stückelung, als *grivny* gerechnet, gleichgesetzt wurden. Dieses Bild eines besonderen Geldsystems mit Pelz- und Metallgeld sowie mit *grivna* als Rechnungslegungskonzept für verschiedene Arten von Zahlungsmitteln bietet die überzeugendste Erklärung (19–25). Der Beitrag von A[leksej] A[lekseevič] Gippius informiert über eine in Novgorod 2015 gefundene Birkenrinde von der Wende des 12. zum 13. Jh. mit einer Liste von Schuldnern (№ 1072). Der Text bestätigt die oben vorgestellte Schlussfolgerung von Petr Stefanovič über die Existenz des Preisstandards für das novgorodische Pelzgeld und lässt das Verhältnis von einer *grivna kun* zu sechs *zlotniki* feststellen (25–36). Weiterhin ist mit großer Hochachtung auf den Aufsatz von I[var] Lejmus [Leimus] über

Erwähnungen der *grivna serebra* (*stucke sulvers*) in livländischen Quellen vom Anfang des 16. Jh.s hinzuweisen. Es wird vermerkt, dass die *grivna* im 14. und frühen 15. Jh. mit den Rigaer Silberstücken in einem Verhältnis stand, obwohl sich der *grivna*-Wert je nach der Handelsart wie eine beigelegte Tabelle zeigt, erheblich ändern konnte. Am Ende des 15. Jh.s gab die Novgoroder *grivna* als Silberbarren der Münze (*denga*) nach und verlor im Preis gegenüber der Rigaer Mark aufgrund der Verschlechterung der Silberlegierungen in Novgorod (36–39). P[avel] P[avlovič] Kolosnicyn liefert einen Beitrag über gesplitterte Kreditstäbchen, mit Kerben markiert (*žereb'ja, doščky*), aus Groß-Novgorod und Saraja Russa. Die Analyse der archäologischen Funde und schriftlichen Quellen aus dem 10.–15. Jh. ermöglicht es dem Vf. zu zeigen, dass *žereb'ja* nicht nur zur Sicherung von Kreditgeschäften dienten, sondern auch als Konto- und Zahlungsmittel (39–44). M[ichail] A[lekseevič] Šibaev richtet seine kodikologischen und paläografischen Beobachtungen auf das altrussische Schriftdenkmal „Erinnerung, wie die Novgoroder zuvor handelten“ („Pamjat' kak torgovali dosele novgogodcy“) in einem Minäon aus der Soloveckj-Sammlung in der Russischen Nationalbibliothek zu Sankt-Petersburg, das gewöhnlich bei Studien zu Geld- und Gewichtsverhältnissen in der Alten Rus' genutzt wird. Vf. vermutet, dass der am Ende des 15. Jh.s entstandene Text zum Gedächtnis der Schließung des Deutschen Hofes in Novgorod erstellt wurde (44–49). Im Aufmerksamkeitsbereich von I[lja] N[ikolaevič] Štalenkov liegen russische Silberbarren, die man vor kurzem in Weißrussland einzeln und in Schätzen gefunden hat (49–59). E[lena] V[ladimirovna] Toropova berichtet über russische Geldbarren vom Anfang des 15. Jh.s, die am Ort eines reichen Stadthofes in Staraja Russa nebst vielen Gegenständen westeuropäischer Herkunft (Tuch, Seide, Schuhe, Metalldinge – darunter eine Bronzeplatte mit einer lateinischen Inschrift) ausgegraben wurden (60–61). V[asilij] V[asil'evič] Zajcev trägt zur Datierung einiger Markierungen auf russischen Zahlungsbarren aus dem 14.–15. Jh. bei (62–68). Der „mittelalterliche“ Teil der hier angezeigten Publikation enthält auch einen Bericht über die geplante Edition eines 13-bändigen *Korpus der russischen Münzen vom 14. bis zum ersten Drittel des 16. Jh.s* (*Korpus russkich monet XIV – pervoj treti XVI v.*) unter Leitung von Petr Gajdukov. M. B.

Die Archäologie der russischen Stadt. Materialien des wissenschaftlichen und praktischen Seminars 2016 (Archeologija russkogo goroda. Materialy naučno-praktičeskogo seminaru 2016, Trudy stoličnogo archeologičeskogo bjuro, Bd. 1, Moskau 2017, 268 S., Abb.). Die Sammlung enthält Beiträge von Forschern, die am wissenschaftlichen Seminar „Archäologie der russischen Stadt“ im Oktober 2016 in Moskau teilnahmen, mit Ergebnissen der letzten

Feldforschungen in verschiedenen archäologischen und numismatischen Fundkomplexen. Hierbei ist der Aufsatz *Die Stempelung von Zahlungsbarren in den Fürstentümern der Nordöstlichen Rus' als Nutzungsform des Münzregals (Klejmenie platežnych slitkov v knjažestvach Severo-Vostočnoj Rusi kak forma ékspluatacii monetnoj regalii)* von I. V. Evstratov zu erwähnen (14–40). Der Vergleich von ungestempelten russischen (Novgoroder) Halbrubelbarren (*poltiny*) aus dem 14.–15. Jh. mit gestempelten lässt einen erheblichen Unterschied in ihrem Gewicht und im Wert des enthaltenen Silbers erkennen. Der Standard der ungestempelten *poltiny* glich demjenigen von Novgorod (etwa 93 g), während die gestempelten Halbrubelbarren ihrem Gewicht nach dem *sum* des Ulus Džučí entsprachen (97–100 g). Die gestempelten Rubel- und Halbrubelbarren, meint Vf., liefen als Zahlungsmittel im mongolischen Herrschaftsbereich sowie in der dazu gehörigen nordöstlichen Rus' um. Die russischen Fürsten führten die Stempelung als Vasallen der Džučiden durch, wobei ein Münzregal zur Geltung gekommen wäre, das dem westeuropäischen Münzprägerecht ähnlich sei. M. B.

Der Tagungsband der 30. Konferenz zum Andenken des Moskauer Historikers Vladimir Pašuto, *Osteuropa im Altertum und Mittelalter (Vostočnaja Evropa v drevnosti i srednevekov'e. XXX Jubilejnye Čtenija pamjati členu-korrespondenta AN SSSR Vladimira Terent'eviča Pašuto, Moskva, 17–20 apreļa 2018 g. Materialy konferencii*, hg. von Elena Aleksandrovna Mel'nikova [u. a.], Moskva 2018, Verlag Institut vseobščej istorii RAN, 382 S.) enthält insgesamt 78 Beiträge, von denen mehrere die Beziehungen der Rus' mit ihren westlichen Nachbarn behandeln. Natalija Aleksandrovna Ganina thematisiert das *Lübische Recht im baltischen Gebiet: Verbreitung und Wechselbeziehungen der Manuskripte (Ljubekskoe pravo v Baltijskom regione: rasprostranenie i vzaimosvjazi rukopisnoj tradicii*, 60–64). Den Ausgangspunkt der Darstellung, die leider in Detailfragen nicht fehlerfrei ist, bildet der sogenannte Bardewicksche Codex des Lübischen Rechts (1294), der nach dem Zweiten Weltkrieg als verschollen galt, jetzt aber im Museum der russischen Kleinstadt Jur'evac aufgefunden worden ist. Andrej Aleksandrovič Kuznecov lässt sich von der „imperialen“ Politik der Fürsten von Vladimir in der ersten Hälfte des 13. Jh.s begeistern: Diese haben sich laut K. aktiv um die Expansion und die Bewahrung der gesamtrussischen Interessen im Baltikum gekümmert (*Osobennosti imperskoj diplomatii v praktikach Vladimirskego knjažestva*, 165–172). Ein Brief von Dorpat an Lübeck aus dem Jahre 1292 als Quelle für die Erforschung der Politik und sozialen Struktur Novgorods ist der Gegenstand des Beitrags von Pavel Vladimirovič Lukin und Sergej Vladimirovič Polechov (*Latinskoe poslanie o novgorodsko-ganzejskich peregovorach 1292 g. i nekotorye aspekty social'no-političeskoj istorii Vostočnoj Evropy v*

konce XIII v., 189–195). Filipp Dmitrievič Podberezkin bewertet die Ehe zwischen der Tochter des Fürsten Vladimir von Pleskau und dem Bruder des Bischofs Albert von Riga am Anfang des 13. Jh. als ein Resultat der dynastischen Politik Vladimirs (*Rjurikoviči i Buksgevdny: iz istorii dinastičeskich svjazej pskovskich knjazej Vladimira Mstislaviča i Jaroslava Vladimiroviča s Livoniej*, 238–242). Vf. rätselt auch darüber, wann und wie genau die Frau des Fürsten Jaroslav Vladimirovič von Pleskau gestorben ist – von der jedoch nichts Weiteres bekannt ist, als dass sie spätestens 1243 von ihrem Stiefsohn im livländischen Odenpäh umgebracht worden war. A. S.

Der Historiker Filipp Dimitrievič Podberezkin aus Minsk untersucht die livländisch-russischen Beziehungen im Mittelalter im Aufsatz „*Der irdische Schlüssel des himmlischen Staates*“: *Der livländische Tribut in den russisch-deutschen Wechselbeziehungen im 13. Jahrhundert* („Zemnoj ključ k gradu nebesnomu“: livonskaja dan’ v rusko-nemeckich vzaimootnošenijach XIII v., in: *Drevnjaja Rus’* 2018, Nr. 3, 12–18). Seine interessante, jedoch eher fragwürdige Hypothese lautet, dass die Anerkennung der Tributrechte der altrussischen Fürsten in Livland seitens der livländischen katholischen kirchlichen Würdenträger auf die augustinischen Ideen über die zwei Reiche, das himmlische und das irdische, zurückgegangen sei. Die Unterschiede der westlichen und altrussischen Machtstrukturen und die verschiedenen Systeme des kirchlichen Finanzwesens verhinderten jedoch die Realisierung dieses Modells. Als eine zukünftige Forschungsaufgabe wird vom Vf. die Frage gestellt, ob der in den livländisch-russischen Beziehungen im 15. und 16. Jh. schicksalsschwer gewordene „Dorpater Tribut“ auf eine mündliche Überlieferung über die Doppelherrschaft in Livland im 13. Jh. zurückgehen könnte. A. S.

Aus den *Arbeiten des V. (XXI.) Gesamtrussischen Archäologischen Kongresses* seien drei Beiträge notiert (Trudy V (XXI) Vserossijskogo archeologičeskogo s-ezda v Barnaule – Belokuriche. Sbornik naučnych statej, T. II, Barnaul 2017). P[etr] G[rigor’evič] Gajdukov und O[leg] M[ichajlovič] Olejnikov sprechen über *Neue Funde westeuropäischer Waren-Plomben aus Blei in Groß-Novgorod* (Novye nachodki zapadnoevropejskich tovarnych svincovyh plomb v Velikom Novgorode, 242–246). Sie bieten allgemeine Informationen, zu denen die Mitteilung gehört, dass derzeit etwa 500 westliche Plomben aus dem 14.–17. Jh. registriert sind, die aus osteuropäischen und westsibirischen Funden stammen, darunter etwa 300 aus Novgorod. Des Weiteren gehen sie auf recht zahlreiche neuere Funde in der Novgoroder Rogatica-Straße ein, wo die Konzentration auf ein Anwesen von entsprechenden Kontakten seiner vermögenden Bewohner zeugt. M. V. Gromova berichtet über Funde von Steinmasse-Gefäßen aus *dem 17.–19. Jahrhundert aus Ausgrabungen*

in *St. Petersburg* (Nachodki sosudov iz kamennoj massy XVII–XIX vv. iz raskopok Sankt-Peterburga, 298–301). Dabei geht es zunächst um Funde von Rheinischem Steinzeug aus dem 17. Jh., die sich fast völlig auf das Territorium von Nyen, der Vorgängersiedlung Petersburgs an der Mündung der Ochta in die Neva, konzentrieren. Abgesehen von der allgemein starken Verbreitung solcher Gefäße erklärt Vf. in dies damit, dass Deutsche einen bedeutenden und dabei den vermögendsten Teil der Bürgerschaft von Nyen bildeten. Ju [Iija] A [bramovna] Lichter informiert über *Glaserzeugnisse in Moskau – Funde des Moskauer Archäologischen Dienstes (1989–2015)* (*Stekljannye izdelija v Moskve – nachodki archeologičeskoj služby Moskvyy [1989–2015 gg.]*, 301–303). Danach stammte ein großer Teil der im 17. Jh. in Moskau in Gebrauch befindlichen Glasgefäße aus westlicher Einfuhr. N. A.

Michail Markovič Krom, *Die Geburt des Staates. Die Moskauer Rus' im 15.–16. Jahrhundert (Roždenie gosudarstva. Moskvoskaja Rus' XV–XVI vekov. Čto takoe Rossija*, Moskau 2018, Verlag Novoe Literaturnoe Obozrenie, 256 S., Abb.), ist eine neue, in populärwissenschaftlicher Form dargelegte wichtige Gesamtdarstellung der Entstehung des neuzeitlichen Moskauer Reiches. Statt der Kriegszüge oder Eroberungen werden hier die internen Entwicklungen thematisiert und das teils immer noch gängige, aus dem 16. Jh. stammende dynastische Geschichtsbild Russlands und andere verbreitete historische Vorstellungen infrage gestellt. Die Moskauer Rus' hat sich schrittweise modernisiert. In der Zeit des Großfürsten Vasilij II. entstanden die Anfänge der einheitlichen Administration, die Idee der Selbstherrschaft, die Bedeutung der anderen Fürsten des Reiches wurde sehr gering. Ivan III. hat angefangen, die Selbstherrschaft als sein Ideal zu realisieren, es entstand die Vorstellung von der Souveränität des Landes. Zwischen Moskau und Litauen ist um 1500 die moderne, geografisch definierte Grenze entstanden. Spätestens während der Herrschaft Ivans IV. wurden die staatlichen Behörden dermaßen institutionalisiert, dass sie auch ohne persönliche Einmischung des Großfürsten bzw. Zaren funktionieren konnten, sodass das Reich die folgende Zeit der Wirren überleben konnte. Der Terror jenes Zaren im Namen der Alleinherrschaft hat neben der Verwüstung des Landes aber paradoxerweise zur Schwächung der persönlichen Macht des Herrschers und Zunahme der Bedeutung der ständischen Versammlungen in der Zeit seiner Nachfolger geführt – obwohl gerade Zar Fedor Ivanovič als erster offiziell den Titel des Selbstherrschers führte. Vf. betont, dass die Moskauer Großfürsten sich nie als Nachfolger der tatarischen Khane oder byzantinischen Kaiser wahrgenommen haben, obwohl man sich seit dem Ende des 15. Jh.s besonders in Fragen des Zeremoniells wiederholt an byzantinischen Vorbildern orientierte. Wichtig ist die Feststellung, dass die litauischen Muster in der Forschung oft vergessen werden. Eigene Ka-

pitel sind den Finanzen und der politischen Ideologie des Moskauer Staates gewidmet. Die Geschichte des russischen Reiches wird vom Vf. betont mit den gleichzeitigen Entwicklungen in Mittel- und Westeuropa verglichen, wobei das Fazit lautet, dass Moskau im Kontext der frühneuzeitlichen Staaten hinsichtlich der institutionellen Entwicklungen weder eine Ausnahme noch einen verspäteten Fall bildete. Auch die Beendigung der Selbständigkeit Novgorods und Pleskaus sei mit dem Schicksal der europäischen Städterepubliken und Freistädte vergleichbar. Während der Versuch, die Moskauer Herrscher durch Vergleiche mit den shakespeareschen Königen zu „rehabilitieren“, nicht besonders überzeugt, sind die von K. hervorgehobenen Unterschiede zwischen Moskau und dem westlichen Europa bestimmt ernst zu nehmen. Die Macht des Moskauer Großfürsten wurde von keiner Institution außer den christlichen Idealen des guten Herrschers begrenzt, die Aristokratie blieb von ihm wirtschaftlich abhängig und als Stand nicht richtig herausgebildet. Somit konnte sich in der Gesellschaft kein Faktor herausbilden, der den Willen des Zaren hätte ausbalancieren können. Es fehlten die Rechtswissenschaft und der Einfluss des römischen Rechts, die Urbanisierung war gering und die Geldwirtschaft unterentwickelt. A. S.

Marina Borisovna Bessudnova, *Spezifik und Dynamik der Entwicklung der russisch-livländischen Gegensätze im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts (Specifika i dinamika razvitija rusko-livonskich protivorečij v poslednej treti XV veka*, Lipeck 2016, 464 S., Abb.). – Die Geschichte der livländisch-russischen Beziehungen ist ein Thema mit einer großen historiografischen Tradition. Vf.in hat diesem Thema mehrere einschlägige Publikationen gewidmet, darunter 2009 und 2015 erschienene bedeutende Monografien (vgl. HGBll. 128, 2010, 336 f.; 134, 2016, 401 f.). Im vorliegenden Buch, das den Themenkreis des seinerzeit verzögert gedruckten Werkes von 2015 in überarbeiteter Form wieder aufgreift, versucht B., ein komplexes Bild der Beziehungen von Alt-Livland zu den russischen Ländern (Novgorod, Pskov, später auch Moskau) zu zeichnen, und setzt sich dabei das Ziel, die Paradigmen der älteren Forschung zu überwinden (die als „politische Historiographie“ bezeichnet werden kann und von der Suche nach dem „Schuldigen“ auf der jeweils anderen Seite – bei den Deutschen bzw. Russen – geprägt war). Dabei ist sie bemüht, die Quellenbasis ihrer eigenen bisherigen Forschungen quantitativ und qualitativ zu erweitern. Die Studie ist durchaus gelungen und bietet einen tiefgründigen Überblick zum genannten Thema. Beachtenswert ist die Analyse der „Konfliktzonen“ in den Beziehungen Livlands zu Novgorod und Pskov (Gegensätze im Außenhandel bzw. Grenzstreitigkeiten), des grundlegenden Wandels im Außenhandel in der gesamten baltischen Region, der auch zur Systemkrise zwischen Novgorod und der Hanse führte, sowie

der politischen Ursachen des livländisch-russischen Krieges von 1480–1481. Diesen sieht sie bedingt durch die innerlivländischen Streitigkeiten, nämlich die Konflikte des Ordens mit dem Erzbistum und der Stadt Riga. Aufgrund Letzterer zeigt Vf.in die Genesis der These von der „russischen Gefahr“, welche von Alt-Livland ausging und an Rezipienten im Reich adressiert war. Leider liegt die chronologische Grenze der Studie um 1500, und so bleibt der zweite „große“ livländisch-russische Krieg von 1500–1503 außerhalb der Betrachtung; im vorliegenden Buch ist nur die politische und diplomatische Vorgeschichte dieses Konflikts erörtert. Vf.in bemüht sich konsequent, die Beziehungen Alt-Livlands zu den östlichen Nachbarn in einen breiten Kontext (die Hanse, das Großfürstentum Litauen, das Heilige Römische Reich etc.) zu stellen und dafür die neuen Quellen fruchtbar zu machen. Allerdings muss festgestellt werden, dass ihre neuen Funde (z. B. im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien oder im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck) das gezeichnete Bild nicht prinzipiell ändern und eher zu einzelnen Aspekten des Themas beitragen. Die Grundlage des Buches bilden die klassischen Quelleneditionen und die Materialien des GStA PK in Berlin, hier knüpft Vf.in an ihre früheren Forschungen an und macht zahlreiche interessante Beobachtungen zur „politischen Küche“ der livländischen Machthaber. Die Monografie ist mit einem sehr umfangreichen bibliografischen Verzeichnis und einem Personenregister versehen.

Aleksey Martyniuk

Aleksandr Il'ič Filjuškin, *Die erste Auseinandersetzung zwischen Russland und Europa. Der livländische Krieg Ivan Groznyjs (Pervoe protivostojanie Rossii i Evropy. Livonskaja vojna Ivana Groznogo*, Moskau 2018, Verlag Novoe Literaturnoe Obozrenie, 320 S., Abb.). –Diese Publikation aus der Reihe „Was heißt Russland (Čto takoe Rossija)“ ist ein gut geschriebenes und leicht lesbares Buch für das breite Publikum über ein Thema, das von dem prominenten Petersburger Historiker schon mehrfach behandelt worden ist (s. HGBll. 132, 2014, 220 f.). Dargestellt wird eine politische Geschichte der Kriege in und um Livland von der Diskussion der Hintergründe und Vorspiele des Kriegsbeginns 1558 bis zum schwedisch-russischen Friedensschluss von Teusina (1595). Im Vorwort, wo einige tagespolitisch beeinflusste Formulierungen über den Platz Russlands in Europa spürbar sind, wird die Aufgabe formuliert, die vorhandenen historischen Klischees zu dekonstruieren. So wird im Buch hervorgehoben, dass Moskau im 16. Jh. keinen „Zugang zum Meer“ erstrebte und der „Livländische Krieg“ als solcher eine Konstruktion der neuzeitlichen Historiker ist, die mehrere eigenständige Konflikte zusammenfügt. Wichtig für Vf. ist die Frage der Beziehungen zwischen Russland und „Europa“, womit eigentlich ein essenzieller Gegensatz zwischen diesen vorpostuliert wird. Russland habe sich als ein mächtiger und entwicklungsfähiger

higer Staat gezeigt, der bereit war, in Europa „einzutreten“. Dieser Eintritt ist damals jedoch noch nicht gelungen, obwohl die Kriegserfahrungen vielfach der Entwicklung des Landes zugutekamen. Die russischen Diplomaten, die um 1550 die politische Lage in Nordosteuropa einfach verkannten, vermochten 1581–1582 die päpstlichen diplomatischen Initiativen im eigenen Interesse so zu verwerten, dass Stephan Báthory auf die eroberten russischen Städte verzichten musste. Vf. betont aber, „der Hauptfeind der Russen sind sie selbst“ (286): für Erfolge in der Diplomatie, Propaganda und Verwaltung hätte man Bildung, Universitäten, Wirtschaftspolitik und entwickelte Rechtskultur gebraucht, so etwas aber gab es im Moskauer Russland in dieser Zeit nicht. Das Letztere wird vom Vf. als „neonatales Imperium“ bezeichnet, das zwar ein Territorium besaß, aber kein intellektuelles Potenzial, es als solches zu gestalten. Zu kritisieren ist, dass Vf. hinsichtlich der Geschichte Livlands selbst hier und da Legenden und gängigen Klischees vertraut hat. A. S.

Der kleine Band von P[etr] D[mitrievič] Malygin, *Die westeuropäischen Autoren über Russland im 15.–17. Jahrhundert. Materialien zu einem biobibliographischen Lexikon (Zapadnoevropejskie avtory XV–XVII vv. o Rossii. Materialy k biobibliografičeskomu slovarju*, Moskau 2018, Verlag Institut rossijskoj istorii RAN, 192 S.) bietet mehr als 170 Einträge mit sehr kurzen biografischen Informationen über die Vf. der frühneuzeitlichen Rossica. Es folgen die bibliografischen Angaben zu der russischen Übersetzung des jeweiligen Textes, ihrer Quelle und der wichtigsten relevanten Forschungsliteratur. Die Erwähnung der nicht-russischen Forschungen wird vermieden, wie öfters auch der jüngeren russischen Publikationen zum Thema. A. S.

Band 24 des *Russischen Sammelbandes (Russkij Sbornik. Issledovanija po istorii Rossii*, Moskau 2018, Verlag Modest Kolerov, 656 S.) trägt den Untertitel *Moskowien in den Berichten der Ausländer* und enthält zahlreiche wichtige Quellenpublikationen. Oleg Vladimirovič Rusakovskij publiziert neue Materialien zum Thema *Hans Schlitte und die Anwerbung der deutschen Söldner für den russischen Dienst 1547–1548 (Gans Šlitta i naem nemeckich voinov na russkiju službu v 1547–1548 gg., 7–29)*. Sie bestätigen laut Meinung des Vf.s die Vermutung, dass Schlitte eigenmächtig im Namen des Moskauer Zaren in Deutschland agierte oder wenigstens die ursprünglichen Vollmachten bedeutend überschritten hat. Igor' Vladimirovič Dubrovskij publiziert Texte des diplomatischen Briefwechsels Ivan Groznyjs aus den 1570er und 1580er Jahren überwiegend aus italienischen und vatikanischen Archiven (*Issledovanija o diplomatičeskoj perepiske Ivana Groznogo*, 30–98). Es folgt die gründlich kommentierte Neuedition des Russlandberichts des Jesuiten Giovanni Paolo Campana, der 1581 Antonio Possevino in Osteuropa begleitet

hatte (*Donesenie o putešestvii v Moskoviju*, 99–389). Zu allen abgedruckten Originalquellen gehört jeweils auch eine russische Übersetzung. Rita Mazzei thematisiert den Handel mit italienischer Seide auf dem Markt von Archangel'sk in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s: *Italianskie šelka v Rossii vo vtoroj polovine XVII veka: produkcija Lukki na arhangel'skoj jarmarke* (519–568). Aufgrund der Archivquellen aus Lucca wird hier detailreich der Weg der italienischen Luxusproduktion über Amsterdam und Hamburg nach Russland beleuchtet. A. S.

In erfreulichem Tempo wird die Reihe *Zollbücher des Suchona-Düna-Weges aus dem 17. Jahrhundert (Tamožennye knigi Suchono-Dvinskogo puti XVII v., hg. von S[ergej] N[ikolaevič] Kisterev und L[judmila] A[lekseevna] Timošina. Vyp. 3, St. Petersburg 2015, 371 S.; vyp. 4, St. Petersburg 2016, 552 S.; vyp. 5, St. Petersburg 2017, 544 S.)* fortgeführt. Während in den beiden ersten Bänden der Reihe Zollbücher von Velikij Ustjug veröffentlicht worden waren (vgl. zuletzt HGBll. 134, 2016, 434 f.), folgen hier solche aus der Stadt Tot'ma für 1626/27, 1627/28 und 1628/29 – je ein Erhebungsjahr pro Band, im Falle von Band 3 zusätzlich mit einem Fragment aus dem Zollbuch von 1625/26. Es handelt sich hierbei um die ältesten erhaltenen Zollbücher jenes Weges aus dem mittleren Russland nach Archangel'sk. Die Namen ausländischer Kaufleute erscheinen in den vorliegenden Bänden zumeist in russifizierter Form, dennoch lässt sich die ethnische Zusammensetzung der auf diesem Handelsweg aktiven Kaufmannschaft gut erkennen. Was die Ausländer und nichtrussischen Untertanen der Zaren betrifft: Neben englischen und holländischen Kaufleuten werden als Zollzahler viele Moskauer „nemcy“, also Kaufleute westlicher Herkunft, genannt, bei denen es sich nach unserem Wissen herkunftsmäßig überwiegend um Livländer handelte, die bzw. deren Vorfahren russische Untertanen geworden waren. Die Zollbücher bieten Hinweise auf den Handelsumfang, die Aktivitätsformen und das Personal von Fernhandelsfirmen, daneben wird der örtliche Handel dokumentiert. In den umfangreichen Vorworten erfährt man viel über die Anfertigung und den Erhaltungszustand der Zollbücher. Deren wirtschaftshistorischer Aussagewert wird hoffentlich später zusammenfassend aufgezeigt werden. N. A.

Der Sammelband *Städte, Niederlassungen, Nekropolen. Ausgrabungen 2016 (Goroda, poselenija, nekropoli. Raskopki 2016 goda. Materialy spasatel'nych archeologičeskich issledovanij 19, hg. von A[sja] V[iktorovna] Engovatova [u. a.], Moskau 2017, Institut archeologii RAN, 240 S., zahlr. farbige Abb.)* setzt die Reihe von Veröffentlichungen über die bedeutendsten archäologischen Forschungsmaterialien des Instituts für Archäologie der Russländischen Akademie der Wissenschaften fort. Die Publikation enthält Beiträge, die die

interessantesten Ergebnisse der Ausgrabungen von 2016 in verschiedenen Gebieten des europäischen Teils Russlands präsentieren. Die untersuchten Objekte gehören verschiedenen archäologischen Kulturen und Zeiträumen an. Drei Berichte über die Ausgrabungen auf der *Sofijskaja* und *Torgovaja storona* sowie im *Detinec* (Kreml) in Velikij Novgorod stammen von P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov und O[leg] M[ichajlovič] Olejnikov (32–43). – A[leksandr] N[ikolaevič] Chochlov und A[nna] B[orisovna] Sivolapova berichten über archäologische Rettungsarbeiten im westlichen Teil des Deutschordensschlosses von Königsberg/Kaliningrad. Dort wurden Fundamente und untere Teile der Türme und Mauern der Burg aus der zweiten Hälfte des 13.–14. Jh.s aus lokalem Naturmaterial errichtet, nebst späteren Gebäuden vom Ende des 16. Jh.s ausgegraben. Im westlichen Teil des Burgbereiches wurde erstmals eine Siedlung entdeckt, die sich in der Vorordenszeit am Westhang des Hügels befand. Untersucht werden die erhaltenen Teile der Kulturschicht mit Keramik und einzelnen Artefakten aus der Ordenszeit sowie die Kulturschicht aus der Vorordenszeit. M. B.

Aleksej Aleksevič Gippius, Andrej Anatol'evič Zaliznjak († 2017), *Die Birkenrindenbriefe aus den Ausgrabungen von 2017 in Velikij Novgorod und Staraja Russa (Berestjanye gramoty iz raskopok 2017 g. v Velikom Novgorode i Staroj Russe*, in: *Voprosy Jazykoznanija* 2018, 4, 7–24) stellen die 15 neu gefundenen Stücke vor. 2015 ist auch in Vologda der erste Birkenrindenbrief gefunden worden (I[gor'] P[olievktovič] Kukuškin, Gippius, Zaliznjak, *Pervaja berestjanaja gramota iz Vologdy*, in: *Rossijskaja Archeologia* 2018, Nr. 1, 164–172). Die Stadt im Norden des Novgoroder Landes hatte um die Wende des 13. zum 14. Jh.s Beloozero in der Rolle des regionalen Zentrums ersetzt. Der gefundene Brief stammt wahrscheinlich aus dem ersten Viertel des 14. Jh.s und stellt eine Schuldforderung dar. A. S.

Pavel Vladimirovič Lukin, „*Groß-Novgorod*“ („*Velikij Novgorod*“, in: *Slověne* 2018, 2, 383–413). – Der Aufsatz des Moskauer Historikers diskutiert die Geschichte des stolzen Ehrentitels der Stadt am Volchov, vor allem aufgrund der hansischen Quellen. Außerhalb des Novgoroder Landes kam die Bezeichnung gelegentlich seit dem 12. Jh. vor, um die nordwestrussische Handelsstadt von den lokalen, kleineren Orten gleichen Namens zu unterscheiden. In den hansischen Dokumenten heißt Novgorod seit den 1330er Jahren zuweilen „groß“. Im eigenen Novgoroder Wortgebrauch und in der Bedeutung des politischen Gemeinwesens bzw. der politischen Organisation bürgerte sich der Titel dann im 15. Jh. endgültig ein. A. S.

Das neue Jahrbuch *Archäologie und Geschichte Pleskaus und des Pleskauer Landes* (*Archeologia i istorija Pskova i Pskovskoj zemli. Ežegodnik Seminara imeni akademika V. V. Sedova*, Bd. 33, hg. von Nikolaj Vladimirovič Lopatin und Elena Vjačeslavovna Salmina, Moskau und Pskov 2018, Verlag Institut archeologii RAN, 376 S., Abb.) enthält insgesamt 35 Beiträge aus der Tagung des Vorjahres. Wie gewöhnlich finden die Übersichten über die Ergebnisse der jüngeren Ausgrabungen in Pleskau, in der Pleskauer Oblast und auch in Novgorod hier ihren Platz. Von den Aufsätzen, die eine historische Generalisierung als Zielsetzung haben, ist – in chronologischen Reihenfolge – zuerst der Versuch von Elena Robertovna Michajlova über die *Kulturhistorischen Prozesse im Nordostbaltikum im 5.–8. Jahrhundert und die Entstehung der Frühstädte des Nordwestens [der Rus']* erwähnenswert (*Kul'turno-istoričeskie processy na severo-vostočnoj Baltike v V–VIII vv. i vozniknovenie protogorodov Severo-Zapada*, 235–252). Hier wird besonders betont, dass die Entstehung von Pleskau, Izborsk und Staraja Ladoga den generellen Entwicklungsprozessen im gesamten Ostseeraum entsprach. Wichtig ist auch die Feststellung, dass die „Polyethnizität“ des archäologischen Fundmaterials in einem Handelszentrum nicht unbedingt die Polyethnizität von dessen Bevölkerung beweist. Aleksej Aleksandrovič Vovin diskutiert die Rolle der Fürstenmacht in Pleskau (*Rol' knjažeskoj vlasti v razvitii Pskova i problema kljatvennogo charaktera sojuza gorozan*, 53–60). Der Aufsatz, der auf einer sehr begrenzten Literaturkenntnis basiert, hat das Ziel, den Leser zu überzeugen, dass Pleskau im Mittelalter eine Kommune war, vergleichbar den Städten Mittel- und Westeuropas. Roberts Spirģis aus Lettland untersucht die *Bestattungstraditionen im Friedhof von St. Peter in Riga* (*Pogrebal'nye tradicii kladbišča cerkvi Sv. Petra v Rige*, 316–333). Im Zentrum seiner Darstellung stehen die seltenen, ungewöhnlichen Positionen der einzelnen Bestatteten im Friedhof der größten Stadtkirche, die vom Vf. mit einem Einfluss der Bettelmönche und der im Spätmittelalter zugenommenen eschatologischen Erwartungen erklärt werden. Laut S. konnte es sich um die bewusste Darstellung einer Pose von klösterlicher Prostration während der Beisetzung handeln. Überzeugend wirkt die Darstellung von Sergej Vladimirovič Gorodilin über den letzten Pleskauer Fürsten vor dem Ende der Selbständigkeit Pleskaus (*Ivan Repnja Obolenskij – „naš knjaz“ ili čužoj namestnik? K voprosu o statuse pskovskich knjazej v XV – načale XVI v.*, 65–89). Die Frage lautet: Wurde der Fürst Ivan Obolenskij in Pleskau als Moskauer Handlanger oder als „unser Fürst“ wahrgenommen? Das Resultat lautet, dass man ihn in Pleskau doch in der alten Tradition als eigenen Herrscher angesehen hat. Auch der Konflikt zwischen dem Fürsten und der Stadt, der letztendlich 1510 zur Einmischung des Großfürsten von Moskau und zur endgültigen Eingliederung Pleskaus in das Moskauer Reich führte,

wurde von den Pleskauern zuerst für eine „gewöhnliche“ Streitfrage gehalten, wie sie in früheren Zeiten immer vorgekommen waren. A. S.

E[lena] V[ladimirovna] Uchanova, *Westeuropäischer Einfluss auf die Buchherstellung der Alten Rus' im 11.–14. Jahrhundert. Zur Problemstellung (Zapadnoevropejskoe vlijanie v knižnom proizvodstve Drevnej Rusi XI–XIV vekov. K postanovke problemy*, in: *Srednie veka. Issledovanija po istorii Srednevekov'ja i rannego Novogo vremeni* 79 (2018), vyp. 1, 9–35). – Vf.in weist hier einen von den Hansestädten ausgehenden Einfluss auf die Herstellung handschriftlicher Bücher in Novgorod nach. Ihre Erkenntnisse beruhen auf der mit neuer Technik durchgeführten Feinanalyse von zwei Novgoroder Codices aus dem späten 13. und späten 14. Jh. Auf hansische Verbindungen führt sie nicht nur die Technik der Herstellung einer damals neuen Art des Pergaments in Novgorod zurück, sondern auch die Weise des Bucheinbandes und Elemente der Dekoration. Diese überraschenden Ergebnisse ordnet sie kenntnisreich in das Geflecht der kulturellen Kontakte zwischen der Rus' und dem Westen ein. N. A.

Zwei Beiträge zur Geschichte der hansisch-russischen Kommunikation stammen von Catherine Squires (Ekaterina Ričardovna Skvajrs). Sie basieren auf einem Brief des Revaler Rates an Novgorod aus dem Jahre 1425, der in zwei Sprachen – mittelniederdeutsches Original und zeitgenössische altrussische Übersetzung – überliefert ist. Später wurde der Text des Revaler Übersetzers noch in Dorpat und Riga redigiert, auch diese Fassung ist überliefert. Der Inhalt des Briefes betrifft die Tötung von Novgoroder Kaufleuten in Livland 1424, das Forschungsinteresse der Vf.in liegt aber in der Analyse der Arbeit des livländischen Übersetzers. Das Urteil lautet, dass die Qualität der Übersetzung eher gut ist; ihrem Autor ist die Idiomatik der altrussischen Sprache gut bekannt gewesen (*V dvuch slovach: i slovo, i delo, i pravda, i zakon [kontekst iz rusko-ganzejskoj gramoty 1425 g.]*, in: *Skrytye smysly ili grammatika nereal'nogo – 2. Materialy kruglogo stola*, 14. dekabnja 2018, Moskau 2018, Verlag MAKS-Press, 50–57; *Molitva i kljatva: ob odnom novgorodsko-nemeckom kontekste 1425 goda*, in: *Atlantika. Zapiski po istoričeskoj poëtike*, Bd. 15, Moskau 2018, Verlag MAKS-Press, 165–182). A. S.

Der Beitrag von A[leksandr] V[aler'evič] Pigin über die Interpretation der Legende vom Martyrium des hl. Isidor von Dorpat in der Tradition der russischen Altgläubigen (*Mučenie sv. Isidora Jur'evskogo v osmyslenii russkich staroobrjadcev*, in: *Trudy Otdela drevnerusskoj literatury* 65, 2017, 543–549) führt überzeugend vor, wie die in der Zeit des Livländischen Krieges um die Mitte des 16. Jh.s verfasste anti-„deutsche“ Vita des

russisch-orthodoxen Heiligen vor dem Ende des 19. Jh.s nahezu unbekannt geblieben ist. Eine Ausnahme bildet die Implementierung der Legende durch die nordrussischen Altgläubigen in ihre Polemik gegen die staatliche Orthodoxie. Man hatte in der Vita Argumente gegen das Bartrasieren und für die Selbstverbrennung gefunden. A. S.

In der Festschrift für den bekannten Moskauer Historiker Boris Florja zu seinem 80. Geburtstag „*Der blumenreiche Garten*“ („*Vertograd mnogocvetnyj*“. *Sbornik k 80-letiju Borisa Nikolaeviča Flori*, hg. von A[natolij] A[rkad'evič] Turilov [u. a.], Moskva 2018, Verlag Indrik, 528 S., Abb.) sind die folgenden Beiträge in unserem Zusammenhang erwähnenswert. M[ikhail] V[iktorovič] Pečnikov behandelt die Geschichte der Novgoroder Häresie der „Judaisierenden“ und fragt, *Befand sich ein „jüdischer Häretiker“ im Gefolge des Fürsten Michail Olel'kovič 1470–1471? (Byl li „židovin eretik“ v svite kn. Michaila Olel'koviča v 1470–1471 gg.?, 346–354)*. Vf. widerlegt überzeugend die Vermutung, dass ein Kiewer Jude namens Zacharia, der als Begleiter des litauischen Fürsten Novgorod besucht haben soll, die häretische Bewegung in der Rus' gründete. Vielmehr sei die spätere polemische Anschuldigung eines Juden in dieser Sache fiktiv, was aber nicht ausschließt, dass sich einige getauften Juden wirklich in der Umgebung des litauischen Fürsten befanden. O[l'ga] A[nataol'evna] Akimova veranschaulicht, wie die Kommunikationsschwierigkeiten die internationalen Beziehungen des Moskauer Russland am Ende des 16. Jh.s beeinflusst haben (*Posol'stva iz Rima v Rossiju konca XVI v.: problemy jazykovogo ponimanija*, 409–422). Die Qualifikation der Dolmetscher war niedrig, und auch das bewusst falsche Übersetzen kam vor. Das Latein der meistens aus Polen-Litauen stammenden russischen Dolmetscher sei nicht besonders gut gewesen, und die römischen Dolmetscher ihrerseits beherrschten eigentlich Kroatisch oder andere südslawische Sprachen statt des Russischen. A. S.

Norbert Angermann, *Die Begegnung Russlands mit dem lutherischen Protestantismus im 16. und 17. Jahrhundert* (in: *Proslogion. Problemy social'noj istorii i kul'tury srednich vekov i rannego Novogo vremeni* 2018, Nr. 4/1, 101–122). – Der in Sankt-Petersburg erschienene, reich belegte Aufsatz fasst die Fragen der Kontakte und des Einflusses des Luthertums in Russland in der vorpetrinischen Zeit zusammen. Besonders hervorgehoben wird die Vermittlerrolle Livlands im 16. Jh., vor allem während des Livländischen Krieges, als zahlreiche Livländer zwangsweise oder freiwillig in das Moskauer Russland gebracht wurden. Den Hintergrund der Kontakte bildete der rege Russlandhandel Livlands, wobei besonders der Verkehr zwischen Dorpat und Pleskau hervorgehoben wird. Unter den westeuropäischen Fachleuten in

Russland dominierten die lutherischen Deutschen, und ungeachtet der strikten religiösen Ablehnung der Reformation herrschte im Moskauer Reich in der Praxis hinsichtlich der Ausländer eine relative Glaubentoleranz. A. S.

Valerij Igošev, *Silberkunstarbeiten der Stroganovs aus dem 16.–17. Jahrhundert (Stroganovskoe chudožestvennoe serebro XVI–XVII vekov*, Moskau 2018, 399 S.). – Angehörige der äußerst reichen Kaufmannsfamilie Stroganov gründeten im nordrussischen Sol'vyčegodsk Silberschmiedewerkstätten und erwarben zusätzlich zu den dort hergestellten weitere Arbeiten. In großem Umfang beschenkten sie damit Kirchen und Klöster. Vf. untersucht und katalogisiert hier zahlreiche erhaltene Werke, zu denen auch solche aus den deutschen Zentren der Edelschmiedekunst gehören, die durch den Handel nach Russland gelangt waren. Er spricht zudem über den westlichen Einfluss auf russische Arbeiten, darunter auf solche aus den Werkstätten der Stroganovs. Diesen Einfluss erklärt er vor allem mit der gemeinsamen Tätigkeit von ausländischen und russischen Gold- bzw. Silberschmiedern in Moskau und mit von dort ausgehender Übertragung nach Sol'vyčegodsk. Eine interessante Erweiterung unserer Kenntnis des west-östlichen Kulturtransfers N. A.

Wenn neue deutschsprachige Quellenfunde aus Russland gemeldet werden, handelt es sich meist um erbeutete Archivalien und Manuskripte. Dass diese Aussage cum grano salis zu nehmen ist, beweist die von Tamara N. Tacenko vorgelegte Edition *Deutsche Territorialstaaten des 16. Jahrhunderts im Spiegel der Urkunden und Briefe aus dem Wissenschaftlich-Historischen Archiv am St. Petersburger Institut für Geschichte / Russische Akademie der Wissenschaften (Nemeckie territorial'nye gosudarstva XVI v. v dokumentach Naučno-istoričeskogo archiva Sankt-Peterburgskogo instituta istorii RAN*, St. Petersburg, Dmitrij Bulanin, 448 S., Abb.). Der stattliche Regestenband führt der Forschung 190 deutsche Schriftstücke fürstlicher Provenienz aus dem Heiligen Römischen Reich zu, die vom bedeutenden russischen Paläografen Nikolaj P. Lichačev (1862–1936) an der Wende zum 20. Jh. für seine Sammlung meist in Deutschland erworben wurden und heute zum Bestand 25 „Deutschland. Akten und Briefe der Feudalherren vom 14. bis zum 19. Jahrhundert“ des o. g. Archivs zählen. Das Buch öffnet mit einer prägnanten Einführung in die Aktenkunde, die das Briefformular sowie den frühneuhochdeutschen Kanzleistil auf den Punkt bringt (Kap. 1). Es folgt eine breite Kontextualisierung, die den russischen Leser über die institutionelle Modernisierung der Territorien (Kap. 2) sowie die Reformation bzw. den Verlauf der Konfessionalisierung im Alten Reich (Kap. 3) informiert, wodurch die Voraussetzungen für ein besseres Verständnis der anschließenden Rezension geschaffen wird. Die sorgfältig angefertigten Regesten bieten genaue Informationen zu dem Inhalt, äußeren

Erscheinungsbild sowie einige Provenienzhinweise. Zahlreiche Texte sind im Originalwortlaut wiedergegeben, darüber hinaus bieten 32 schwarz-weiße Abbildungen einen direkten Einblick in die St. Petersburger Sammlung. Die Orts- sowie Personennamen sind in zwei Registern erschlossen und stehen dem Leser sowohl im kyrillischen als auch lateinischen Schriftbild zur Seite; eine deutsche Zusammenfassung ist dem Band beigelegt. Die vorliegende Edition bietet eine Einführung in die deutsche Aktenkunde und trägt dazu bei, in der Geschichte des Kanzleigebräuchs ein Beispiel des Kulturtransfers zu erkennen, fand doch der deutsche Kanzleistil im Zuge der petrinschen Reformen zu Beginn des 18. Jh.s Eingang in die Praxis der russischen Hofkanzlei und Verwaltung (31). In einer per Zufall gewachsenen Archivsammlung sind nur wenige Schriftstücke vorhanden, die auch für die Hanseforschung von Interesse sind – etwa ein Schreiben Herzog Friedrichs von Schleswig-Holstein an das Reichskammergericht aus dem Jahr 1509, das den Streit Hamburgs um die Reichsstandschaft betrifft (250, Nr. 62). Doch beschränkt sich die Bedeutung der Edition für die Hanseforschung nicht nur darin. Indem sie die Beherrschung versierter hilfswissenschaftlicher Methoden mit der breiten Literaturkenntnis auf dem Gebiet der deutschen Landeskunde an den Tag legt, leistet sie einen wertvollen Beitrag zu der allgemein geführten Diskussion, die auch einen Hansehistoriker nicht unbeteiligt lassen kann: Wie sind die in den Wirren des 20. Jh.s zersplitterten Archivbestände praktikabel zu bearbeiten, damit sie der Forschung zugänglich gemacht werden könnten? Beim Anblick des grandiosen Puzzles, das auch das kleinste Stück aufwendiges Detailwissen erfordert, um in das Gesamtbild korrekt eingefügt zu werden, wird manch einer berechtigte Bedenken im Hinblick auf das Preis-Leistungs-Verhältnis haben: Wie groß ist denn die Aussagekraft einzelner Zeugnisse? Inwiefern tragen sie über das bereits Bekannte Neues bei? Und überhaupt wären sie in der Forschung einer erhöhten Aufmerksamkeit unterzogen worden, wenn sie nicht als Einzelstücke in die St. Petersburger Sammlung Eingang gefunden hätten? Doch gehören solche ketzerischen Fragen in eine allgemeine Diskussion. Keinesfalls sollten sie den Genuss schmälern, den der dankbare Leser beim Schmökern in diesem schönen Buch empfinden wird. *Iwan Iwanov*

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Akimova 251; Alberts 217–9; Altnurme 185; Andermann 192 f., 196 f.; Angermann 251 f.; Arend 191–94; Assel 181–5; Auge 176 f., 206; Augustyn 179; Bachem 189; Bagdonavičius 213 f.; Bagužaitė-Talačkienė 230; Banerjea 231; Barker 168–170; Baur 141 f.; Belasus 155–60; Bendikowski 138 f.; Berg 219 f.; Bessudnova 235, 238, 244 f.; Betz 184; Beulshusen 202; Bieber 187; Biederbick 187; Biel 187; Boeck 202; Bouet 163–5; Brown 231; Bünz 212 f.; Busjan 138 f.; Cavaciocchi 178; Chochlov 248; Colberg 201 f.; Czaika 185; Darby 144; Deutsch 160–2; Dirks 141; Drees 186; Dubrovskij 246; Eickmeyer 183 f.; Elmshäuser 206; Engovatova 247 f.; Evstratov 241; Fahnenbruck 205 f.; Faltings 198; Feld 189; Filjuškin 227, 245 f.; Fischer C. 198; Fischer N. 207; Frank 191; Franzén 223; Freist 144; Freitag Werner 193 f.; Freitag Winfried 207; Freytag 186; Gajdukov 238–40, 248; Ganina 241; Garber 183; Garnier 141; Gawronski 174 f.; Gehrke 198; Geiß-Wunderlich 209 f., 234; Gelumbeckaite 184; Gillingham 232; Gilmanov 183; Gimon 226; Gippius 239, 248; Götz 195 f.; Gorodilin 249; Grevere 184; Gromova 242 f.; Grudule 184 f.; Gruhl 184; Gummelt 209 f., 234; Haas 202; Häggglund 225; Hahn 144; Haller 194; Hamel 210–12; Hammel-Kiesow 142; Hankeln 229; Heininen 210; Henn 143; Hildebrand 190; Hillebrand 176 f.; Höpel 186 f.; Holbach 140–42, 201; Holk 174 f.; Holtz 145–47; Holze 184; Horničkova 229; Horsnæs 220 f.; Igošev 252; Illg 184; Irsigler 141, 188; Isenmann 140; Jäschke 141; Janin 239; Jansen 188 f.; Jaritz 229; Jensen K. V. 232; Jensen M. 222; Jörn 207 f.; Jonaitis 230; Jürgensen 229; Kahle 208 f.; Kala 210, 228 f., 234; Kaljusaar 230; Kampmann 194; Kannowski 140 f.; Kaplūnaite 230, 235; Kaspar 198 f.; Kennedy 215–17; Kerth 210–12; Kisterev 247; Kivimäe 185; Klanciczay 229; Kluß 199–201; Knarrström 221 f.; Kociumbas 184, 187; Köller 144; Kohnen 191; Kolosnicyn 240; Kolze 186 f.; Kovalenko 237 f.; Krom 243 f.; Kroon 234 f.; Kubicki 230; Küsters 183; Kukuškin 248; Kuznecov 237, 241; Kwiatkowski 193; Lang 191; Langewand 198; Langhoff 190; Larsson 186 f.; Leifeld 189; Leimus 233, 239 f.; Leschhorn 147 f.; Lewandowska 184; Lichter 243; Löer 195; Lopatin 249 f.; Lorentzen 184; Lück 139 f.; Lukin 241 f., 248; Lukšaitė 235–7; Mählmann 211; Mänd 228 f., 233 f.; Märcher 220 f.; Malygin 246; Matuzova 227; Mazzei 247; Mc Keon 186; Mehlhorn 176; Mel'nikova 241; Merisalo 210; Metasch 212; Meyer-Lenz 205 f.; Michajlovna 249; Mirk 170–4; Möller 208 f.; Moesgaard 220 f.; Müller 212 f.; Muižnieks 184; Musin 225 f.; Myrdal 225; Neumann 142 f.; Niebaum 197; Niefanger 184; Nordsiek 195; North 183; Pauly 144; Peters 194; Pieper 194; Pigin 250 f.; Neveux 163–5; Olejnikov 242, 248; Olesen 185; Olschweski 193; Pečnikov 251; Peters C. 194 f.; Peters R. 197; Petersen 228 f.; Petruchin 227; Plassmann 189; Plochov 238; Podberezkin 242; Poettering 205 f.; Polechov 241 f.; Pöltsan-Jürjo 232; Puhle 142 f.; Rabeler 148 f.; Rammow 230 f.; Rasche 207 f.; Rauch 188; Rein 185; Reininghaus 193 f.; Reith 206 f.; Rennemeier 198 f.; Retsö 224 f.; Richter 181–5; Rieth 149–155; Ronchi 185; Roth 203–5; Rusakovskij 246; Russow 230 f.; Rybina 239; Saksa 225 f.; Salmina 249 f.; Salvado 228 f.; Sandmann 198 f.; Sands 228 f.; Sandström 185; Ščavinskas 229 f.; Ščeglova 225 f.; Schattkowsky 212 f.; Schindler 197;

Schlüter 189; Schmidt-Czaja 189; Schneider 183; Schokkenbroek 174 f.; Schürrer 202, Schuffels 212 f.; Schulz G. 148 f., 206 f.; Schulz K. 141–3; Schwanitz 212; Sedov 237; Selart 228; Sellert 160–2; Selzer 141, 143; Šibaev 240; Sittig 184; Sivolapova 248; Söderberg 223; Söding 179; Sommer 144; Spāritis 184; Spengler-Reffgen 190; Spieker 212 f.; Spirgis 249; Squires 250; Štalenkov 240; Stefanovič 239; Stegmann 184; Steiger 181–5; Steinkühler 198; Steinwascher 144; Sternfeld 138 f., Stormbringer 228; Sverdlov 238; Tacenko 252 f.; Tenhaef 183; Theise 186 f.; Thiessen 144; Thomas 208 f.; Timošina 247; Trápaga Monchet 168–70; von Reeken 144 f.; von Thiessen 183; Turilov 251; Uchanova 250; Urbanski 184; Varela Gomes 168–70.; Veber 227; Veh 191; Veitzke 190; Viiding 185; Vinds 182 f.; Vovon 249; Wagner 177–81; Walter 181–5; Wase 223 f.; Weber 142 f., 145; Weidinger 142; Weiss 140–43; Welbers 195 f.; Werbeck 183; Wirz 191; Wilhelmi 210; Wittenbrink 198; Zajcev 240; Zaliznjak 248; Zwick 165–8.

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.) 242 f., 247, 250, 252; Ashauer, Christian 215–19; Augart, Isabella 177–81; Bessudnova, Maria (M. B.) 225 f., 238–41, 246 f.; Brüggemann, Karsten (K. B.) 232; Dirks, Florian 148 f., 206 f.; Dumschat, Sabine 213 f., 235–37; Fried, Torsten 147 f., 203–05; Henn, Volker (V. H.) 188, 199–201; Holbach, Rudolf (R. H.) 201 f.; Iwanov, Iwan 252 f.; Jahnke, Carsten (C. J.) 220–25; Jörn, Nils (N. J.) 138–39, 142–47, 205–13, 219 f.; Jürjö, Inna (I. J.) 228 f., 233 f.; Kunkel, Burkhard 181–85; Martyniuk, Aleksey 244 f.; Neumann, Sarah (S. N.) 140–42, 188–99; Petermann, Kerstin 176, 186 f.; Rasche, Anja 176 f.; Selart, Anti (A. S.) 226–33, 235, 237f., 241–51; Springmann, Maik-Jens (M.-J. S.) 149–75.

